



# Leseprobe

Prof. Dr. Christian Meier  
**Caesar**

---

»Christian Meier kann sehr gut erzählen, überaus lebendig beschreiben. Ein schönes, ideenreiches Buch.« *Golo Mann, Spiegel*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 592

Erscheinungstermin: 22. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Das Standardwerk über Caesar in edler Neuausstattung**

Die Faszination für seine Person ist bis heute ungebrochen: ob als Feldherr, Politiker, Redner oder Schriftsteller – Caesar ist der Inbegriff eines römischen Staatsmannes. Und dabei ist er charmant, verwegen, tatkräftig und leidenschaftlich, und das nicht nur in Staatsangelegenheiten. In dieser einzigartigen Biografie beleuchtet Christian Meier das Leben des Imperators ausgehend von Caesars Jugend in Rom, über seinen politischen Aufstieg und Amtsantritt als Konsul, die ersten innenpolitischen Erfolge und spektakulären Feldzüge bis hin zu seiner Ermordung 44 v. Chr. Die faktenreiche Lebensgeschichte eines der wichtigsten Männer der Antike.

### **Autor**

## **Prof. Dr. Christian Meier**

---

Christian Meier, geboren 1929, ist emeritierter Professor für Alte Geschichte und einer der bekanntesten deutschen Historiker. Er war Vorsitzender des Verbands der Historiker Deutschlands und Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Mit Büchern wie »Von Athen bis Auschwitz« (2002) und »Das Gebot zu vergessen« (2010) hat er immer wieder aktuelle politische Debatten angestoßen.

Christian Meier

# CAESAR

Pantheon

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

### 3. Auflage

© 1982 für die deutschsprachige Ausgabe by Quadriga GmbH Verlagsbuchhandlung KG, Berlin, Severin und Siedler

© der Sonderausgabe by Wolf Siedler Verlag GmbH, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte, auch das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten

Zeichnungen: Jean-Claude Lézin, Berlin

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: © Getty Images/Grant V. Faint

Satz: Lorenz+Zeller GmbH, Inning a. A.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55384-8

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# Inhaltsverzeichnis

## 11 Caesar und Rom – zwei Wirklichkeiten

*Der Senat ruft gegen Caesar den Notstand aus ·  
Caesar am Rubicon · Ungeheuerlichkeit  
des Kriegsgrunds · Standpunkte der Parteien  
im Zusammenhang der Konstellation ·  
Zwei Wirklichkeiten*

## 26 Caesars Faszination

*Europäische Tradition · Zweifel an Größe und  
staatsmännischer Leistung · Faszination und  
Scheitern · Quellen möglicher Täuschung ·  
Unabhängigkeit und Macht in »niederträchtiger  
Zeit« · Es geht um unsere Sache*

## 39 Krise und Außenseiter

*Eine widerwillige Krise · Die Probleme der späten  
Republik · Roms gewachsene Verfassung ·  
Überforderung der Ordnung · Populäre Methode ·  
Wenige Außenseiter · Tödlichkeit des aktiven  
Außenseitertums vor Caesar*

## 70 Geburt und Familie

*Patricisches Geschlecht · Abstammung von Venus ·  
Der angeheiratete homo novus Gaius Marius*

## 76 Jugend in Rom

### 76 Erziehung

*Frühe körperliche und geistige Bildung · Prinzipien  
römischer Erziehung · Welt der Väter · Ordnung des  
Lernens · Alte Erziehung unter neuen Bedingungen*

## 88 Spielräume des Erwachsenwerdens

*Adoleszenz · Umwege zum Erwachsensein ·  
Unausweichlichkeit der Politik*

- 94 Im zweiten Jahrzehnt: Bürgerkriegserlebnis und erste Festlegung  
*Konflikte des Jahres 88 · Marsch auf Rom, Sieg der Cinnaner · Hochzeit und erste Ehren: die Konnexion mit Cinna · Sullas Rückkehr · Opfer des Dictators und Begnadigung · Sullas Ende · Vorbild für Caesar?*
- 131 Erste Bewährung und die Erfahrung Roms im Restaurations-Jahrzehnt (78 bis 70 v. Chr.)  
*Die Farce, die auf den Bürgerkrieg folgte · Auftreten auf dem Forum · Freiwilliges Exil im Osten · Ernennung zum Pontifex · Rom in den 70er Jahren · Spartacus-Aufstand · Nicht Leistung, sondern Gefügigkeit wird erwartet · Pompeius' Heimkehr · Pompeius*
- 173 Der politische Aufstieg des Außenseiters (69 bis 60 v. Chr.)  
*Außenseiter und Mutwille · Anforderungen der Laufbahn · Pompeius' große Kommanden · Kostspieligkeiten und Schulden · Die römische Plebs · Crassus · Das Jahr 63 · Wahl zum Pontifex Maximus · Catilina · Caesars Besonderheit · Catilinarische Verschwörung · Rede am 5. Dezember 63 · Caesar und Cato · Pompeius' Rückkehr aus dem Osten · Wahl zum Consul · Dreibund*
- 241 Krise und Gegensätze: Catos Autorität, Pompeius' Schwierigkeit, Caesars Problem  
*Mißverhältnis zwischen Alltags- und Verfassungspolitik · Cato in der Stellung des Vorkämpfers des Senats · Warum Pompeius bekämpft wurde · Verantwortlichkeit der senatorischen Führungsschicht · Desintegration, nicht Legitimationskrise · Fehlen des Anknüpfungspunktes für Außenseiter*
- 256 Das Consulat (59 v. Chr.)  
*Der Amtsantritt · Senatsdebatte über das Ackergesetz: Verhaftung Catos · Neue Taktik der führenden Senatoren · Zweites Bündnis mit Pompeius Ende April · Opposition · Kompromiß-Angebot*

*an Caesar: Sein Verhältnis zur politischen Ordnung ·  
Ungeheuerliche Veränderung in Rom*

- 277 **Bewährung in Gallien**
- 278 Bis zum Abgang in die Provinz  
*Kampf um Caesars Gesetze · Cicero und Cato  
werden aus Rom entfernt · Cicero · Clodius' populare  
Politik · Angriffe auf Caesars Gesetze*
- 288 Die ersten gallischen Feldzüge (58/57 v. Chr.)  
*Absicht, ganz Gallien zu erobern · Helvetier-Krieg ·  
Feldzug gegen Ariovist · Panik im römischen Heer:  
die römischen Soldaten und ihre Affekte ·  
Selbstverständlichkeit und Rechtfertigung des  
Krieges · Feldzug gegen die Belger · »Ganz Gallien  
ist befriedet« · Ehrenvolle Senatsbeschlüsse*
- 309 Caesar und der Krieg  
im Spiegel seiner Commentarii  
*Absicht und Stil · Besondere Wahrheit der  
Darstellung · Ungerechter Krieg · Maßstab des  
Handelns · Begriff vom Zustandekommen von  
Ereignissen · Die Souveränität des Feldherrn*
- 321 Innenpolitische Erfolge, spektakuläre Feldzüge,  
erste Rückschläge (56 bis Anfang 52 v. Chr.)  
*Neue Vollmachten für Pompeius · Milo · Wendung  
der senatorischen Politik · Bündnis in Luca ·  
Krieg im Westen Galliens · Verlängerung des  
caesarischen Kommandos · Rheinübergang ·  
Landung in Britannien · Theater in Rom:  
Demonstrative Politik · Zum zweiten Mal in  
Britannien · Gallischer Aufstand · Clodius'  
Ermordung: Der Senat verbindet sich mit Pompeius ·  
Zusammenbruch der Hoffnungen*
- 368 Caesars Welt in Gallien  
*Die Leidenschaft der Leistung erfüllt sich ·  
Feldherrnkunst · Caesar und seine Soldaten ·  
Diplomatie in Gallien · Gewöhnung an den großen  
Stil des Handelns · »Genialität der Selbst-  
bezogenheit«: Gedanken an das angerichtete  
Unheil? · Verständnislosigkeit und Verdächtigungen  
in Rom*

- 384 Die Krise der Statthalterschaft  
(bis Anfang 49 v. Chr.)  
*Wendung gegen Caesar · Vercingetorix · Durchbruch zu den eigenen Truppen · Niederlage bei Gergovia · Umbruch bei den Haeduern · Belagerung von Alesia · Die Entscheidungsschlacht · Gesetzgebung zu Caesars Ungunsten · Die Bilanz des Krieges · Senat und Pompeius · Kampf um Caesars Absetzung · Lähmung der Innenpolitik · Schwertübergabe · Beschluß gegen Caesar · Paradoxe Situation*
- 422 Der Prozeß der Krise ohne Alternative, Caesars Recht zum Bürgerkrieg, seine Größe  
*Von den Konstellationen hängt es ab, wie Handlungen wirken · Korruption · Schwungkraft der großen Auseinandersetzungen · Verantwortung und Schwäche des Senats: Die beschränkte Kapazität der Republik · Tendenz zur Vereinseitigung · Caesars mangelnder Sinn für politische Institutionen · »Hier verlasse ich die Basis des Rechts« · Größe und Unbefangenheit*
- 438 Der Bürgerkrieg (49 bis 46 v. Chr.)
- 441 Italischer Feldzug und Clementia-Politik  
*Einfall in Italien, Flucht aus Rom · Friedens-Verhandlungen · »Gnade von Corfinium« · Milde als Konsequenz der persönlichen Sache, so freundlich wie herrscherlich · Stimmungsumschwung in Italien · Pompeius entkommt · Caesar in Rom · »In Zukunft wird alles von mir ausgehen«*
- 458 Erster spanischer Feldzug und zweiter Aufenthalt in Rom (April bis Dezember 49)  
*Belagerung von Massilia · Kapitulation der spanischen Legionen · Die Pflicht, Bürger zu schonen · Meuterei bei Placentia · Wirtschaftliche Maßnahmen und Wahlen in Rom*
- 464 Griechischer Feldzug (bis September 48)  
*Übergang über die Adria · Verhandlungsangebot · »Du fährst Caesar und sein Glück« · Belagerung des Pompeius bei Dyrrhachium · Niederlage · Schlacht bei Pharsalos · »Das haben sie gewollt« ·*

*Göttliche Zeichen für die Wendung der Dinge ·  
Caesars Religion: Das Glück und die Götter*

- 479 Feldzug im Osten und ägyptischer Aufenthalt  
(September 48 bis September 47)  
*Ernennung zum Dictator · Ephesos ehrt Caesar als  
»Gott und Retter« · Ungeduld, Leichtsinn · Fahrt  
nach Alexandria · Das ptolemaische Ägypten ·  
Kleopatra · Belagerung im Palast-Viertel · Entsatz  
und Sieg · Ausflug auf dem Nil · »Ich kam, sah,  
siegte«*
- 493 Zwei Monate in Rom (Oktober bis November 47)  
*Caesars Gefolgschaft · Antonius · Caesar setzt auf  
anderes Personal · Das Schuldenproblem ·  
Die Finanzierung des Krieges · Meuternde Legionen  
vor Rom*
- 500 Africanischer Feldzug, Catos Tod  
*Überfahrt nach Africa · Schwierigkeiten des Krieges ·  
Sieg bei Thapsus · Epilepsie? · Die Wut der  
Soldaten · Catos Abschied von seinem Sohn ·  
Einer der bemerkenswertesten Politiker der  
Weltgeschichte · Rückkehr über Sardinien nach Rom ·  
»Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem  
Ziel kommt«*
- 510 Das Scheitern nach dem Sieg  
*»Wenn du Unrecht tust, wirst du König« · Pessimismus  
in Rom · Senatsbeschlüsse über Vollmachten und  
Ehren · Halbgott · Dictator auf zehn Jahre ·  
Fremdheit und Isolierung: Konnte er Macht über  
die Verhältnisse gewinnen?*
- 515 Caesar in Rom  
*Das Problem und die Frage, wie Caesar es sah ·  
Ciceros Mahnung zur Wiederherstellung der  
Republik · Für sich und den Ruhm genug gelebt? ·  
Ein unwürdiger Zustand · Triumphe, Schauspiele,  
das Forum unter dem Sonnendach · Eröffnung  
des Forum Julium · Projekte · Das Pathos der  
Leistung · Welt von Aufgaben und Personen ·  
Mißverständnisse · Enttäuschungen*

- 534 Zweiter spanischer Feldzug, Streit um den toten Cato, Entschluß zum Partherkrieg  
*Sieg bei Munda · Langsame Heimkehr · Der Anticato · Caesars Wandel in Spanien · Ciceros Versuch eines Sendschreibens · Partherfeldzug als Therapie? · Ratlosigkeit · Neue Ehrungen · Erwartung eines Attentats*
- 543 Zum letzten Mal in Rom:  
Vom spanischen Triumph bis zu den Iden des März 44  
*Jeder Widerspruch reizt ihn · Verspottung der Institutionen · Veteranenansiedlung · Ausbau der Stadt Rom · Schlußstein in der Versöhnungspolitik · Keine neue Ordnung · Problem staatsmännischen Handelns · Ehrungshysterie · Panegyrische Entlarvung · Wollte er den Königstitel? · Was Caesar die Ehren wert waren · Verschwörung · Brutus · Größe und Scheitern · Ermordung*
- 580 **Nachwort**  
*Absicht des Buches · Literatur und Quellen · Danksagungen – Augustus' Lösung der Krise: Wie schließlich die Alternative entstand*
- 587 **Register**

# Caesar und Rom – zwei Wirklichkeiten

*Der Senat ruft gegen Caesar den Notstand  
aus · Caesar am Rubicon · Ungeheuerlichkeit  
des Kriegsgrunds · Standpunkte der Parteien  
im Zusammenhang der Konstellation ·  
Zwei Wirklichkeiten*

Am 1. Januar 49 v. Chr. hatten die Consuln begonnen, mit aller Macht die Absetzung Caesars von seiner Statthalterschaft zu betreiben. Fast neun Jahre hatte er sie innegehabt; ihre Frist war abgelaufen. Nun beabsichtigte Caesar, sich um das Consulat des Jahres 48 zu bewerben und in die römische Innenpolitik zurückzukehren. Eben das aber wollten seine Gegner vereiteln. Noch bevor er überhaupt kandidieren konnte, sollte er sein Kommando niederlegen und als Privatmann nach Rom kommen. Dort sollte ihm der Prozeß wegen verschiedener Verfassungsbrüche gemacht werden, die er sich in seinem Consulat (59 v. Chr.) hatte zuschulden kommen lassen. Und das sollte offenbar unter militärischem Schutz geschehen, damit er das Gericht nicht unter Druck setzen, und wohl auch, damit das Gericht nicht ganz frei von Druck entscheiden konnte. Auf diese Weise, so scheint man gehofft zu haben, ließen sich Caesars politische Existenz vernichten und das Senatsregime voll wieder in Kraft setzen. Gleichgültig ob Caesar wirklich ein Gegner der herkömmlichen Ordnung war oder nicht: Er hatte deren Funktionieren früher nachhaltig gestört. Und es war zu befürchten, daß er verschiedene Forderungen gegen den Willen des Senats durchsetzen und damit so mächtig werden könnte, daß immer neue Konflikte und Niederlagen des Senats vorherzusehen waren. Wenn es ihm jetzt gelang, erneut Consul zu werden.

Schon seit nahezu zwei Jahren hatten Caesars entschiedene Gegner versucht, Roms zentrales Regierungsorgan, den Senat, dazu zu bewegen, ihn abzusetzen. Immer wieder waren sie damit gescheitert, denn Caesar hatte einige Volkstribunen auf seine Seite gezogen, die durch ihr Vetorecht jeden Beschluß gegen ihn vereiteln konnten. Zeitweise ergriffen sie sogar die Offensive und

vermochten der Senatsmehrheit Beschlüsse in Caesars Sinn abzurufen. Denn diese Mehrheit war zwar gegen den Proconsul und wünschte durchaus, daß dessen Statthalterschaft bald ein Ende finde. Aber noch mehr als gegen ihn war sie gegen einen Bürgerkrieg. Und daß mit Caesar nicht zu spaßen war, wußte sie, also war sie eher geneigt, ihm nachzugeben.

Anfang Januar setzen dann die entschiedenen Gegner Caesars alle Hebel in Bewegung, um den Senat zu einem Beschluß zu bringen. Anhänger werden aufgeboten, Alarm geschlagen, eine mächtige, mitreißende Stimmung erzeugt. Man beschließt, wenn Caesar nicht bis zu einem bestimmten Tag sein Kommando niedergelegt habe, handle er gegen die Republik. Die Volkstribunen legen dagegen ihr Veto ein. Da sie nicht bereit sind, einzulenken, wird am 7. Januar der »äußerste Senatsbeschluß« gefaßt, das *senatus consultum ultimum*; grob gesagt: Es wird der Notstand ausgerufen.

Die caesarischen Volkstribunen verlassen daraufhin, als Sklaven verkleidet, die Stadt in einem der Mietwagen, die an den Stadttoren zu stehen pflegten (das war damals das normale Beförderungsmittel für längere Reisen – neben Pferd und Sänfte –, das Gespann konnte unterwegs gewechselt werden). So gefährdet war die Freiheit des römischen Volkes, wollten sie damit sagen, daß nicht einmal deren eigentliche Wächter, zu deren Schutz sich das Volk einst eidlich verpflichtet hatte, ihres Lebens mehr sicher sein konnten.

Caesar befand sich zu dieser Zeit im äußersten Südosten seiner Provinz Gallia Cisalpina, in Ravenna. Dort erhielt er am Morgen des 10. Januar 49 – nach unserem Kalender Mitte November – durch einen Kurier die Nachricht von dem Senatsbeschluß und der Flucht der Volkstribunen. Sofort setzte er ohne viel Aufhebens eine Truppe in Richtung Ariminum (Rimini) in Marsch. Das war die erste größere Stadt im eigentlichen Bürgergebiet Italiens, jenseits des Rubicon, der Grenze seiner Statthalterschaft. Der Entschluß war unerhört kühn. Denn Caesar hatte nur eine Legion bei sich, fünftausend Mann und dreihundert Reiter. Das Gros seiner Armee stand noch in Gallien. Aber er wollte das Überraschungsmoment nützen und die gegnerischen Vorbereitungen durchkreuzen.

Caesar widmete sich in Ravenna zunächst Routinegeschäften.

Er inspizierte eine Gladiatorenschule. Danach begab er sich ins Bad – sei es bei einem Gastfreund, sei es in einem öffentlichen Badehaus: Es hatte sich damals schon eine gewisse Badekultur ausgebildet, und Caesar pflegte sich sehr sorgfältig. Schließlich legte er sich im Kreise einer größeren Gesellschaft zu Tisch. Als die Dunkelheit einbrach, beurlaubte er sich – man möge sich nicht stören lassen, er käme demnächst zurück – und fuhr davon. Nicht auf direktem Wege. Eine unserer Quellen berichtet, er habe sich in der Dunkelheit verfahren. Einer anderen zufolge hat er absichtlich erst eine andere Richtung gewählt, um dann unbeachtet den Weg nach Süden einzuschlagen. Einigen Freunden hatte er insgeheim aufgetragen, sie möchten ihm folgen, jeder für sich. Spätestens am Rubicon traf man zusammen.

Dort hielt Caesar inne. Er zögerte. Noch einmal ließ er – angesichts des kleinen, damals nach starken Regengüssen reißend dahinströmenden Fließchens – dem Hin und Her der Argumente freien Lauf, setzte sich ihm aus und wiederholte seine Entscheidung. Für einen Moment erschien ihm das Vorhaben, in dem er schon mittendrin steckte, noch einmal von außen; und was er Schritt für Schritt in die Tat umzusetzen begonnen hatte, distanzierte und verdichtete sich ihm zu einem einzigen großen Schreckbild. Alle möglichen Konsequenzen seines Beginns traten ihm in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit vor Augen; es könnte ihn durchaus geschwindelt haben.

Er stand lange schweigend. Dann bezog er die Freunde in sein Abwägen ein. Einer von ihnen, Asinius Pollio, hat in seinen Historien darüber berichtet. Sie sind nicht überliefert; aber durch zwei antike Autoren ist Pollios Bericht in leicht unterschiedlicher Brechung auf uns gekommen. Ihm zufolge kreisten Caesars Gedanken um das Unglück, das er allen Menschen zumutete, wenn er jetzt den Schritt zum Kriege tat. Er überschlug, »wieviel Unglück der Übergang allen Menschen verursachen wird«. Er suchte, sich und seinen Entschluß im Urteil der Nachwelt zu sehen. Der eine unserer Gewährsmänner läßt Caesars Überlegungen klar sich zuspitzen auf die fatale Alternative: »Der Verzicht auf diesen Übergang wird mir Unglück verursachen, der Übergang aber allen Menschen.«

Offenbar also sprach Pollios Bericht vom Unglück aller Menschen. Und es besteht kein Grund daran zu zweifeln, daß auch Caesar damals davon gesprochen hat. Die militärischen Ressourcen der Gegner erstreckten sich über den ganzen Mittelmeer-

raum. Es war zu befürchten, daß sie sie mobilisierten. Folglich konnte er sich kaum darüber täuschen, daß der Krieg, den er gerade beginnen wollte, potentiell den ganzen Mittelmeerraum – und das hieß nach damaligem Verständnis die ganze Menschheit – in Mitleidenschaft ziehen konnte. Wohl mochte er hoffen, daß man billiger davonkam. Eben deswegen lag ihm ja daran, die Entscheidung so rasch herbeizuzwingen. Wenn jedoch damals am Rubicon die ganze Tragweite des Unternehmens in so gespenstisch überscharfer Klarheit plötzlich vor Caesars Augen trat, dann mußte die Gravitation dieses Eindrucks wohl auf das Schlimmste stehen.

Nur, wenn das Unglück aller Menschen auf der einen Waagschale lag, lag dann auf der anderen bloß dasjenige Caesars? War die zweite Seite der Alternative so eindeutig klar, so fatal, wie sie bei unserem Gewährsmann erscheint? Wurde der Krieg nur geführt, weil sich Caesar nicht absetzen, nicht in Rom vor Gericht ziehen lassen wollte? War er also allein gegen alle und so sehr auf sich gestellt? Und falls es sich wirklich so verhielt, konnte er das ohne alle Selbsttäuschung so sehen und vor den Freunden am Rubicon so unumwunden aussprechen?

»Schließlich aber raffte er sich mit Leidenschaft aus dem zweifelvollen Abwägen auf und wandte sich dem Bevorstehenden zu.« Mit den Worten: »Der Würfel soll geworfen werden« setzte er über den Rubicon, um nach rascher Fahrt noch vor Morgengrauen mit seinen Soldaten in Ariminum einzumarschieren. Der Ausspruch war ein Zitat aus einer Komödie des Menander. Die Version: »Der Würfel ist gefallen« ist eine falsche Wiedergabe. Denn hier war nicht gewürfelt worden, sondern das Würfeln begann erst, das mit höchsten Einsätzen verbundene Spiel eines Krieges, in dem Fortuna ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Das war Caesar so deutlich bewußt wie wenigen anderen; er meinte aber auch, in der Gunst der Göttin zu stehen.

In Ariminum stießen dann die aus Rom gewichenen Volkstribunen zu Caesar. Er führte sie vor seine Soldaten. In einer Ansprache erklärte er – nach eigenem Bericht –, der Senat habe den rechtmäßigen Einspruch der Tribunen mit Waffengewalt unterdrückt. Ganz unberechtigterweise habe er das *senatus consultum ultimum* beschlossen. Caesar legte »alle Rechtsbrüche dar, die seine Gegner die ganze Zeit über gegen ihn begangen hatten«. Und jetzt wollten sie ihm sogar das Kommando nehmen.

Er rief daher die Soldaten auf, »Ansehen und Ehre ihres Feldherrn, unter dessen Führung sie neun Jahre lang so glücklich für das Gemeinwesen gefochten, so viele Schlachten erfolgreich geschlagen und ganz Gallien und Germanien befriedet hatten, gegen seine Gegner in Schutz zu nehmen«. So begann der Bürgerkrieg, der Caesar dann – mit kurzen Unterbrechungen – an die fünf Jahre lang in Anspruch nahm, der sehr viel Blut kostete und die ganze römische Welt tief und nachhaltig erschütterte.

Wenn also nach Caesars eigenen Worten die Soldaten Ansehen und Ehre ihres Feldherrn in Schutz nehmen sollten, hieß das nicht, daß er den Krieg, der schlimmstenfalls die ganze Menschheit in Mitleidenschaft ziehen sollte, um seiner Person willen riskierte? Sieht man die nicht geringe Zahl einschlägiger Quellen daraufhin durch, so kann kein Zweifel daran bestehen, daß es so war. Unglück, Gefahr für die eigene politische Existenz wollte er von sich abwenden. Wenn er sich zum Anwalt der Volkstribunen und auch der Freiheit des römischen Volkes aufwarf, so nur um zu verhüllen, worum es ihm eigentlich ging. Die Hülle war durchaus durchsichtig, und Caesar gab sich gar keine Mühe, das durch geschickte Drapierung wettzumachen. Er wollte gar nicht leugnen, daß die Gefährdung der Tribunen, die er übrigens grob übertrieb, einzig daraus resultierte, daß sie sich für ihn einsetzten. Er hat auch sehr bald von diesem Vorwand keinen Gebrauch mehr gemacht. In seinen eigenen Verlautbarungen wie in Reden, mit denen andere seine Gunst gewinnen wollten, war dann in aller Schlichtheit nurmehr davon die Rede, daß der Krieg um die Wahrung der Ehre (*dignitas*) Caesars geführt wurde. »Was wollten deine Armeen anderes als beleidigendes Unrecht von dir abwenden?« fragte Cicero. »Das haben sie gewollt; nach so großen Taten wäre ich, Gaius Caesar, verurteilt worden, wenn ich nicht bei meiner Armee Hilfe gesucht hätte«, hat Caesar selbst am Abend der Entscheidungsschlacht vor Pharsalos angesichts des mit Leichen und Verwundeten übersäten Feldes festgestellt. Die Zitate ließen sich vermehren. Caesar hatte keine Sache außer sich selbst. »An allen Dingen hat diese Sache genug«, schrieb Cicero, »nur eine Sache hat sie nicht.«

Insofern ist es durchaus richtig: Das Unglück, das Caesar durch die Eröffnung des Krieges abwenden wollte, war allein seines. Und nichts spricht dafür, daß ihm das nicht klar gewesen wäre.

Ungeheuerlich mutet das an, kaum glaubhaft. Wie kann ein Einzelner sich entschließen, lieber allen Menschen Unglück zu verursachen als sich selbst? Wie war das zu denken, auszusprechen, zu wagen und durchzuhalten? Wie zu rechtfertigen? Muß nicht, wer sich so entscheidet, ein Desperado sein oder ein Kranker, nicht nur unendlich einsam, sondern auch abgespalten von der Tuchfühlung, der »Gleichsinnigkeit« mit seiner Welt? Oder soll darin Größe liegen? Aber was ist dann Größe?

Doch sollte man das Problem nicht zu abstrakt, nicht nur als persönliches nehmen, vielmehr zunächst nach der Konstellation fragen, nach dem »Ensemble«, in dem Caesar sich entschied. Politiker handeln ja nicht nur angesichts von Situationen, sondern in Situationen. Sie sind dann nicht nur sie selbst, sondern in einem gewissen Ausmaß auch Teil einer Konstellation, und das ist wohl in extremen Lagen in besonderem Maße der Fall. Es gilt also nicht nur, nach den Persönlichkeiten, ihren allgemeinen und je besonderen Interessen und Meinungen zu forschen, sondern auch nach ihren Positionen innerhalb der Konstellation, welche sie zwar miteinander ausmachen, von der sie aber auch ausgemacht werden. Von daher bestimmen sich nicht nur Spielräume, sondern auch Perspektiven und Distanzen. Auch in Situationen gibt es eine Ortsgebundenheit, und der Ort bestimmt sich im Rahmen der Umgebung. Es sind also nicht nur die Beteiligten zu beachten, sondern auch die Situation im ganzen, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Das erschwert zwar das eindimensionale Urteilen aus akademischer Distanz, aber es kommt der Sache näher. Bisher ist nur deutlich, wer damals bei einem Krieg hätte in Mitleidenschaft gezogen werden können; noch nicht, wer da gegen wen stand und auf welche Weise.

Caesar erhob sich gegen Rom; so mußte es sich darstellen für den Senat und für alle, die gemäß der römischen Ordnung ihm die Regierungsgewalt und die Verantwortung für das Gemeinwesen zusprachen, das heißt für die römische Gesellschaft. Einhellig ist Caesars bewaffneter Einfall in Rom und Italien verurteilt worden, auch von einigen seiner prominenten Freunde, Verwandten und Verbündeten.

Die bisherige Forschung hat dagegen verschiedentlich versucht, der fatalen Alternative zu entkommen. Man hat Caesar überlegene staatsmännische Einsicht und eine Sache unterstellt, um annehmen zu können, er habe in Wirklichkeit in einem höheren Interesse gehandelt. Danach sei er für Rom und Italien und für

Freundschaft zumeist in dem Maße treu ergeben waren, wie sie von seinem Sieg eine Verbesserung ihrer eigenen Verhältnisse erhofften, und seine Soldaten, bei denen es sich ähnlich verhielt. Da war keine Sache, die über den Kreis der Caesarianer hinausgewiesen hätte. Insofern kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Caesar isoliert war und mit seiner Gefolgschaft allein stand und, wie es scheint, gegen Rom.

Er selbst sah das allerdings nicht so. Nicht gegen Rom wollte er nämlich antreten, sondern nur gegen seine Widersacher. Und nicht einen Bürgerkrieg, sondern »bürgerliche Streitigkeiten« (*civiles controversiae*) wollte er austragen. Den Senat vermochte er als eigenständige Größe gar nicht wahrzunehmen. In dessen Beschluß gegen ihn sah er nicht die Willensäußerung der römischen Republik, sondern nur eine Machenschaft seiner Gegner, und in denen konnte er keinerlei staatsmännische, vielmehr ausschließlich höchst eigennützige Motive am Werk sehen.

Entsprechend zog er die Trennlinien. Diese »bürgerlichen Streitigkeiten« sollten das Gros der Bürgerschaft gar nichts angehen. »Was steht einem anständigen Mann (*vir bonus*) und ruhigen, anständigen Bürger mehr an, als bürgerlichen Streitigkeiten fernzubleiben?« schrieb er damals an Cicero, wie wenn, wo die feindlichen Parteien ihre Bataillen schlugen, Ruhe die erste Bürgerpflicht in einem republikanischen Gemeinwesen gewesen wäre. Wer nicht gegen ihn sei, meinte er, sei sein Freund. Was die Bürger nichts angeht, daran haben sie sich nicht zu beteiligen. Die Gegner urteilten genau umgekehrt: Sie sahen jeden als Feind an, der sich ihnen nicht anschloß. Sie hatten eben die Sache der *res publica* auf ihrer Seite; da durfte keiner unbeteiligt sein. Das beste Zeugnis für die Unterschiedlichkeit der beiden Positionen war ihre Einigkeit darüber, wohin die Neutralen gehörten. Caesar hatte von deren aktiver Parteinahme nichts zu erhoffen – sie wäre für die *res publica* und somit gegen ihn erfolgt. So waren sie seine Freunde, wenn sie nicht seine Feinde waren. Praktisch erkannten sie dann an, daß der Krieg nur zwischen ihm und der Gruppe seiner senatorischen Gegner ausgetragen wurde.

Cicero hat in diesen ersten Wochen des Jahres 49 an das Gesetz Solons erinnert, wonach zu bestrafen sei, wer in einem Bürgerkrieg nicht Partei ergreife. Das war ein Versuch gewesen, zwischen den verfeindeten Gruppen das Ganze der Bürgerschaft zur

Geltung zu bringen. Er hatte am Anfang der antiken Gemeindestaaten gestanden, die auf dem Ganzen der Bürgerschaft ruhten. Dieses Ganze war für Caesar im Moment seiner äußersten Gefährdung offenbar gar nicht im Spiel, es war – bewußt oder unbewußt – ausgeklammert.

Man schwankt, ob Caesar hier spitzfindig war oder ob er es nicht besser wußte. Sollte er spitzfindig gewesen sein, dann hätte er allerdings entschieden zu kurz gedacht. Wer sollte ihm das abnehmen, daß ein Senatsbeschluß nichts wert, ein Bürgerkrieg nichts als eine Auseinandersetzung zwischen wenigen Herren war? Vermutlich also hat Caesar es wirklich so gesehen, wie er es darstellt. Dann aber erhebt sich die Frage, ob er so befangen, so verblendet gewesen sei, daß er die – immer noch ganz von der *res publica* geprägte – römische Realität nicht wahrnehmen konnte.

Allein, er kam von seinen Voraussetzungen her zu praktisch richtigen Ergebnissen. Man dachte in Rom zwar anders, aber man handelte im allgemeinen durchaus so, wie wenn einen der Krieg nichts angehe. Man arrangierte sich vielmehr schnell und leicht mit Caesar. Selbst viele Senatoren taten das. Von den Consularen schlug sich die knappe Hälfte zu Caesars Gegnern, die andere blieb neutral. Und es war auch nicht das Gros, sondern nur ein guter Teil des Gesamtensats, der gegen Caesar Stellung bezog. Die römische Gesellschaft litt also unter dem Krieg, aber sie ließ sich nicht bekriegen. Die Republik war gegen den Aggressor, aber sie wehrte sich nicht gegen ihn. Bei diesen Kräfte- und Meinungsverhältnissen gab es in Wirklichkeit keine Partei der Republik, sondern nur eine, die die Republik auf ihre Fahnen schrieb. Die »gute Gesellschaft« Roms war, indem sie den Frieden erhalten wollte, aber nicht konnte, indem sie sich also nicht engagierte, faktisch im anderen Lager.

Folglich spielte auch bei Caesars Gegnern persönliche Anhängerschaft die zentrale Rolle: die Gefolgschaft des Pompeius, des führenden Feldherrn. Auch er war vom Senat lange bekämpft worden, als Einzelgänger, der sich der Disziplin des Standes nicht fügte, der so viel Macht in seiner Hand vereinte, daß er der senatorischen Gleichheit gefährlich zu werden schien. Schließlich hatte man sich aber vertragen und Pompeius in die Koalition gegen Caesar hineinzuziehen vermocht. Er kommandierte schon mehrere Legionen und zog nun aus dem Osten, von den Städten und Fürsten, die ihm verpflichtet waren, eine zusätzliche große Streit-

macht zusammen, ein pompeianisches Heer. Die führenden Senatoren waren zwar ebenfalls in seinem Lager oder kommandierten andere Teile der gemeinsamen Armee und Flotte, aber sie hatten nicht viel eigene Macht: Sie verfügten kaum über eigene Truppen, denn die römische Bürgerschaft, die der Senat führte und deren Sache er verfocht, war ihnen ja nicht in den Krieg gefolgt. So war die republikanische Seite wesentlich diejenige des Pompeius, und entsprechend wurde auch befürchtet, daß er im Fall des Sieges eine Alleinherrschaft aufrichte.

Es stand also im wesentlichen Caesar gegen Pompeius. Das Gemeinwesen war präsent nur als Maßstab einer allgemeinen, selbstgewissen, aber praktisch kaum verpflichtenden Meinung. Die *res publica* hatte keine Legionen. Indem Caesars Blick durch sie hindurch ging – ob er sie nun durchschaute oder nicht –, um nur die Kräfte wahrzunehmen, die zählten, erkannte er die Realität des Krieges gewiß besser als seine Gegner, wenn auch mitnichten ganz.

Die Gegner hatten auch insofern nur ein bedingtes Vermögen, Realität wahrzunehmen, als sie offenbar nicht wußten, mit wem sie es zu tun hatten. Neun Jahre lang hatte der Proconsul eine sehr große Armee befehligt. Er hatte einen ungemein erfolgreichen Krieg geführt, Eroberungen gemacht wie kein Feldherr vor ihm in der an Siegen so reichen römischen Geschichte. Und jetzt sollte er nicht nur nicht die nach altem Maßstab fällige Ehre, den Triumph ernten, sondern sogar Strafe, ja den Verlust seiner politischen Existenz erleiden.

Wohl hatte er sich zehn Jahre zuvor verschiedener Gesetzesbrüche schuldig gemacht – übrigens bei der Durchsetzung wichtiger Forderungen des Pompeius gegen den Senat. Wohl war sein gallisches Kommando gegen den Willen der Senatsmehrheit zustande gekommen, die weder den Krieg noch Caesars Eroberungen gewollt hatte. Aber nachdem sie das alles hatte hinnehmen müssen, war es da noch berechtigt, tunlich, praktisch, über das Geschehene, Geduldete, inzwischen Wirklichkeit Gewordene einfach hinwegzusehen und auf die Ereignisse von 59 zurückzugreifen, um Caesars politische Existenz zu bedrohen? War von dem siegreichen Herrn über neun Legionen und zweiundzwanzig Cohorten wirklich zu erwarten, daß er sich ihnen einfach auslieferte? Konnte man Caesars Absetzung realistischerweise als Sache der *res publica* ausgeben, nachdem die Senatsmehrheit sich so lange geweigert hatte, gegen den Proconsul zu beschlie-

ßen? Konnte man sich die res publica überhaupt noch abzüglich Caesars denken?

Andererseits mußten sich Caesars Gegner gerade angesichts einer solchen Senatsmehrheit fragen, ob sie nicht alles nur Mögliche gegen Caesar zu unternehmen hatten. Nach alter Auffassung waren die führenden Kreise im Senat verantwortlich für dessen Politik. Und es war längst selbstverständliches Gebot geworden, Männer, die zu mächtig waren, um sich der Standesdisziplin zu fügen, aufs schärfste zu bekämpfen. Man hatte gewiß allen Anlaß, sich vor Caesars Rückkehr in die Innenpolitik zu fürchten, je mächtiger er wurde, um so mehr.

Selbst ein Bürgerkrieg konnte dabei in Erwägung gezogen werden. Er mußte keineswegs mit einem Sieg Caesars enden. Freilich war es andererseits kaum wahrscheinlich, daß er auf einen Sieg der res publica hinauslief. Die Erschütterungen, die er auslösen, und die militärische Machtzusammenballung, die er mit sich bringen mußte, mußten so bedeutend sein, daß auch ein Sieg des Pompeius mindestens eine fühlbare Einschränkung und Schwächung des Senatsregimes zur Folge gehabt hätte.

Nur, wie sollten Caesars Gegner das erkennen? Wie hätten sie die Distanz gewinnen können, aus der ihnen die Fortexistenz der überkommenen Ordnung hätte fraglich werden können? Alles, was wir von der damaligen Gesellschaft wissen, weist darauf, daß man diese Ordnung für die einzig legitime hielt. Mit ihr hatte Rom die Welt erobert. In ihr hatte die römische Bürgerschaft nicht nur eine politische Form, sondern geradezu ihre gesellschaftliche Identität gefunden. Keiner wußte es anders, allenfalls aus Resignation konnte man Konzessionen machen. Doch Caesars Gegner meinten, wie es immer wieder die führenden Senatoren gemeint hatten, daß man die rechte Ordnung kraftvoll verteidigen mußte, gerade angesichts vielfältiger Kleinmütigkeit. Jetzt stand man an einer Schwelle: Ließ man Caesar herüber, so war das Schlimmste zu gewärtigen.

Von heute her fragt es sich, ob Caesars Gegner nicht schon von einer nur noch postulierten, gar nicht mehr tatsächlichen Wirklichkeit ausgingen. Damals aber machte die gesamte Gesellschaft diese Wirklichkeit noch aus, sie sah sie so und bildete sie entsprechend zwischen sich. Nur wollte sie sie nicht verteidigen.

Um es auf eine Formel zu bringen: Caesars Gegner sahen die römische Wirklichkeit von innen, und sie waren sich ihrer gewiß. Caesar hingegen sah sie von außen. Deswegen konnte er die

Machtverhältnisse so zutreffend einschätzen, ohne allerdings zu wissen, wie stark die Sache des Senats noch im allgemeinen Denken verwurzelt war. Seine Gegner aber wußten zwar dies, täuschten sich jedoch über ihre Schwäche.

Wenn aber ein Mann mit solchen Leistungen für Rom und einer so großen Armee die römische Wirklichkeit von außen sehen, also derart außerhalb dieser Wirklichkeit stehen konnte, so mußte diese Wirklichkeit irgendwie partikular geworden sein. Ihre Selbstverständlichkeiten, ihr Kommt, ihre fundamentalen Gebote griffen bei Caesar nicht mehr; und sie wurden auch nicht mehr unmißverständlich gehandhabt. Das aber bedeutete, daß seine Position nicht einfach zufällig und der römischen Struktur äußerlich war. Sonst hätte doch wohl ein Außenseiter nicht so machtvoll werden können.

Eben deswegen kann Caesar auch nicht einfach ein auf sich gestellter Desperado gewesen sein. Er hatte offenbar so kräftig und so unangefochten einen eigenen Bereich ausbilden können, daß er gleichsam in einer Welt für sich lebte, unter seinen Soldaten, in seinen Provinzen, im Bewußtsein seiner ungeheuren Fähigkeiten und Leistungen. Damit hatte sein persönlicher Anspruch gleichsam Raum genommen, hatte sich zu einer mächtigen eigenen Position befestigt, welche übrigens auch in einem achtbaren, wenn auch einseitigen Ethos gründete: das alte aristokratische Leistungsideal verwirklichte er wie kein anderer. Nur Pompeius kam ihm darin nahe. Diese Position gewann eine gewisse Eigenständigkeit. Sie wurde gleichsam so weit und so mächtig, daß er sich ihr gegenüber verpflichtet fühlen konnte. Das ersetzte in gewissem Maße die überpersönliche Legitimität, also jene Verdichtung zahlreicher Meinungen und Bestrebungen zur Objektivität und zum Recht einer Sache. Sie stellte ihm einen Panzer gegenüber seinen Gegnern dar. So jedenfalls lassen sich am ehesten die Selbstverständlichkeit und Offenheit erklären, in der Caesar um seiner selbst willen einen Krieg begann, der alle Menschen in Mitleidenschaft ziehen konnte. Er wäre sich das dann schuldig gewesen, auch nach intensiver Selbstprüfung. Bewußte oder unbewußte Täuschung seiner selbst oder auch anderer scheint freilich insoweit im Spiel gewesen zu sein, als er nicht zugeben oder nicht sehen konnte, daß die römische Gesellschaft gegen ihn war. Vielleicht hat er gemeint, daß das gar nicht sein konnte, nachdem er solche Taten für Rom vollbracht hatte. Und tatsächlich war es ja auch nur bedingt der Fall.

Wenn einer allerdings durch Roms Institutionen und durch die *res publica* so hindurch sah wie Caesar – um nur noch seine eigenen Gegner wahrzunehmen –, so hatte er wohl nicht nur eine andere Auffassung von der römischen Wirklichkeit als die anderen, sondern dann scheint er diese Wirklichkeit mit ihnen nicht mehr geteilt zu haben. Denn zu Roms Wirklichkeit gehörte die Homogenität des Wissens über die rechte Ordnung. Sie ließ da keine Wahl: Man konnte den Senat in irgendeinem Punkt bekämpfen, aber man konnte ihn nicht übersehen.

So standen sich in Caesar und seinen Gegnern offenbar zwei verschiedene Wirklichkeiten gegenüber; die alte, die plötzlich vom Ganzen zum Teil geworden, und eine neue, die aus ihr herausgetreten war und die sich ihr auch dann nur schwer wieder hätte einfügen können, falls der Krieg vermieden worden wäre. So weit war man voneinander entfernt und gegeneinander fremd. Das, und nicht nur Interessengegensätze, Mißtrauen, Furcht und Haß oder pathologische Überziehung persönlicher Ansprüche, kennzeichnete die Situation.

Indem man hier das Gegeneinander zweier Wirklichkeiten feststellt, braucht man nicht darauf zu verzichten, Caesars Übergang über den Rubicon als ungeheuerliche Anmaßung eines Einzelnen gegenüber Rom und seinem gesamten Herrschaftsbereich zu verurteilen. Man braucht sich auch nicht zu scheuen, die Borniertheit zu charakterisieren, mit der die Gegner ihre Möglichkeiten überschätzten. Aber man wird die Eigenkräfte der Positionen, in die die Parteien gegeneinander geraten waren, nicht mehr übersehen.

Es wird deutlich, wo die römische Republik damals angelangt war. Denn nicht nur Caesar und seine Gegner, sondern die ganze Gesellschaft fand sich ja vor einer Aporie. Da sie in sich nicht gespalten war – vielmehr einig in der Notwendigkeit, die *res publica* fortzusetzen –, war ihre Wirklichkeit gespalten. Ein Außenseiter konnte das Ganze mächtig herausfordern, weil er sich eine eigene Welt hatte aufbauen können.

Was war das für eine Gesellschaft? Wenn in ihr Außenseiter gegen den Willen der leitenden Organe so viel Macht sammeln konnten, so kann sie nicht mehr recht integriert gewesen sein und muß sich in einer Krise befunden haben. In der Tat waren die alten, immer noch auf den Gemeindestaat zugeschnittenen Insti-

tutionen Roms längst überfordert angesichts des weltweiten Herrschaftsbereichs, über den die Stadt gebot. Wie aber konnte die Bürgerschaft dann noch einhellig an der überkommenen Ordnung festhalten? Wie kam es, daß sie sich nicht angesichts der Krise um große sachliche Gegensätze spaltete? Warum erhoben sich die Notleidenden nicht? Was für eine Spannweite gab es in dieser Gesellschaft und was für Oppositionsmöglichkeiten? Haben wir es in diesem Punkt mit etwas spezifisch Antikem zu tun? »Das Altertum ... stellte seine Sachen« – nach Jacob Burckhardt – »nicht aufs Biegen, sondern aufs Brechen«, und das kann sehr wohl damit zusammenhängen, daß man eine Ordnung eher war als hatte, daß hier nicht eine Gesellschaft einen Staat sich gegenüber hatte, sondern eine Bürgerschaft zur politischen Einheit geworden war. Folglich konnte sie wenig Abstand zu sich selbst haben.

Was war das für eine Krise, in der statt der Gesellschaft die römische Wirklichkeit, die Selbstverständlichkeit des gemeinsamen Aufgehobenseins in einer im Kern unangezweiften Ordnung zerbrach? Eine Krise offenbar, die statt grundsätzlicher Opponenten Außenseiter produzierte. Eine Krise, die – bei der Einhelligkeit, in der man dem Alten anhing – offenbar eher aus der Summierung unbeabsichtigter Nebenwirkungen des Handelns resultierte, also in der Form des Prozesses vor sich ging – was wieder recht modern anmutet. Was bedeutete das für die Gesellschaft im ganzen und für die Einzelnen, die in ihr aufwachsen und lebten? Wie konnte man sich darin zurechtfinden – und zu Recht sich finden? Was war das für eine Wirklichkeit, die noch stimmte und offensichtlich nicht mehr stimmte?

Rom bot in dieser Zeit anscheinend besondere Möglichkeiten zur Entfaltung von Persönlichkeit. »Was Wettkampf großer Persönlichkeiten betrifft«, schrieb Jacob Burckhardt, »so ist diese Zeit die erste in der Weltgeschichte. Was nicht groß war, das war doch charakteristisch, energisch, wenn auch ruchlos, nach großem Maßstab zugeschnitten ... Alles Große aber sammelt sich in der wunderbaren Gestalt Caesars.«

Resultierte das aus besonderen Handlungsspielräumen? Wenn das aber der Fall gewesen sein sollte, so scheint es keinen Spielraum zur Änderung der Struktur gegeben zu haben. Sonst hätte man doch das Bestehende in Frage stellen und ändern müssen. Dann hätten also Macht zum Handeln und Ohnmacht zum Verändern nebeneinandergestanden, Macht in den Verhältnissen und

Ohnmacht über die Verhältnisse. Jedenfalls bot die Sicherheit über das Herkömmliche soviel Halt wie dessen Versagen zu besonderer Bewährung herausforderte. Es gab mächtige Notwendigkeiten, kräftige Erwartungen, ungeahnte Möglichkeiten. Es kam sichtbar sehr viel auf den Einzelnen an in dieser überschaubaren, grundsätzlich beherrschbaren Welt. Und er hatte oft genug mit seinem Scheitern fertigzuwerden. Das mochte zu charakteristischen Ausprägungen führen.

Doch wie dem auch sei, wie kam Caesar in die Position, von der aus er am Rubicon den Krieg eröffnete? Wie wurde er zum Außenseiter? War das schon von Jugend her angelegt? Und war er so groß, wie gern behauptet wird, und was heißt das? Und wenn er es, in welchem Sinn auch immer, gewesen ist, koinzidierten dann in ihm vielleicht – wie Burckhardt von den großen Individuen sagt – das Allgemeine und das Besondere? Hat er dann, wie Hegel meint, indem er am Rubicon nur dem »Interesse, sich, seine Stellung, Ehre und Sicherheit zu erhalten«, folgte, das vollbracht, was an der Zeit war? Weil eben bei großen Menschen »deren eigene partikuläre Zwecke das Substanzielle enthalten, welches der Wille des Weltgeistes ist«? Oder ist das ein historistisches Märchen?

Kann es nicht sein, daß Caesars Größe nur ein besonderer persönlicher Zuschnitt war, ohne alle Vorbestimmung und höhere Wirksamkeit? Hat er vielleicht nicht nur nichts anderes gewußt, sondern auch nichts anderes vollbracht als seine persönlichen Möglichkeiten besonders großartig – übrigens auch liebenswürdig, geistvoll und ganz auf der Höhe seiner Zeit – wahrzunehmen, indem er sich herumschlug mit all den Schwierigkeiten und Unbilden, die ihm begegneten, machtvoll für sich, rücksichtslos gegen das Ganze, das sich ihm nicht aufzwang, zumal er sich von seiner Wirklichkeit so gründlich gelöst hatte? Und das alles in einer Zeit, in der ein Außenseiter so mächtig zu werden vermochte, daß er um seiner selbst willen einen Bürgerkrieg entfesseln konnte?

# Caesars Faszination

*Europäische Tradition · Zweifel an Größe und staatsmännischer Leistung · Faszination und Scheitern · Quellen möglicher Täuschung · Unabhängigkeit und Macht in niederträchtiger Zeit« · Es geht um unsere Sache*

Burckhardts Satz, daß alles Große sich in der wunderbaren Gestalt Caesars sammle, ist nur die besondere Formulierung eines Urteils, das jahrhundertlang in Europa allgemein war. Die Geschichte von Caesars Ruhm, die Friedrich Gundolf geschrieben hat, ist lang, und sie ist voll von Zeugnissen der Faszination durch ihn. Wie kaum ein zweiter hat Caesar auf die Nachwelt fortgewirkt.

Das Mittelalter verehrt ihn als den ersten Kaiser, den Gründer der Monarchie, von dem die höchste weltliche Macht im Abendland ihren Namen hat. Caesar, Rom, das Reich, das schien eins zu sein, und es reichte in die Dimensionen des Mythischen. Dann fand man seit der Renaissance hinter dem Namen die große Persönlichkeit mit all ihren Facetten, den Feldherrn, den Eroberer Galliens und des ganzen weiten römischen Herrschaftsbereichs, den bedeutenden Schriftsteller, den großen Organisator, dem man auch die gründliche Neuordnung Roms nach langer Krise zusprach; Stratege, Soldatenführer, Politiker, Diplomat und Herzensbrecher in einem; Sieger nicht nur, sondern mild gegenüber den Geschlagenen; unbeirrbar und von verwegener Unbekümmertheit; ein Mann, der ununterbrochen tätig war und anscheinend nirgendwo gescheitert ist; der noch aus Rückschlägen zum Erfolg ausholte; rasch zupackend und glanzvoll dabei – bis ganz zuletzt die Verschwörer um Brutus seinem Leben ein, wie es schien, tragisches Ende setzten.

Im Jahrhundert der Aufklärung und der französischen Revolution mehrten sich freilich die Zweifel, und zwar aus politischen Gründen. Man schlug sich mehr und entschiedener als zuvor auf die Seite der Freiheit, die Caesar den Römern genommen, der

Rom so lange im Dunkeln hat tappen lassen, als Epiphanie. In Caesar sei das geschichtlich Notwendige endlich zum Ereignis geworden. Er habe noch, »wo er zerstörend auftrat, ... den ausgefallenen Spruch der geschichtlichen Entwicklung vollzogen«. Die römische Gesellschaft hatte die Kontrolle über sich verloren, alles ging drunter und drüber, sie trieb im Prozeß ihres Niedergangs dahin, ohne Halt zu finden, wehrlos, nur mehr Objekt eines Geschehens, in dem sie befangen war. Dann kam Caesar. Er gewann – so Mommsen – einen Punkt außerhalb dieser Befangenheit und vermochte Macht über das Ganze zu gewinnen. Durch ihn wurde Roms Ordnung wieder Gegenstand bewußten Handelns, errang wieder ein Mensch die Herrschaft über die Dinge.

Wenn Mommsen davon ausgeht, daß jede Lage für menschliches Handeln bezwingbar ist, so bietet ihm Caesar das schönste Beispiel dafür. Er habe »die Geschicke der Welt für die Gegenwart und die Zukunft« geordnet. »So wirkte und schaffte er wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm.« Mommsen führt eine »Wiedergeburt« Roms und des Griechentums auf ihn zurück; er findet, Caesar habe die Germanen davon abgehalten, Rom zu überrennen, und nur das habe der griechischen Zivilisation die Frist verschafft, die sie brauchte, um die westliche Hälfte des Mittelmeers zu durchdringen. Sonst hätten dort die Fundamente »zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte« nicht gelegt werden können.

Der aber derart eine historische Mission erfüllte, war für Mommsen zugleich menschlich ein Vollkommener. Er findet: »Menschlich wie geschichtlich steht Caesar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltiger Schöpferkraft und doch zugleich von durchdringendem Verstande; ... vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Caesar der ganze und vollständige Mann.«

Jacob Burckhardt, der ungleich nüchterner war und Mommsen im ganzen recht kritisch gegenüberstand, macht in Hinsicht auf Caesar keinen Unterschied: »In Betreff der Begabung vielleicht der größte Sterbliche. Alle die sonst groß heißen in der Geschichte, sind einseitig neben ihm.« Und Burckhardt sagt auch: »Die großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des

Besonderen«. In den Krisen kulminiere in ihnen das Bestehende und das Neue. Sie gehören in »schreckliche Zeiten, welche den einzigen höchsten Maßstab der Größe geben, und auch allein nur das Bedürfnis nach der Größe haben«.

In seiner eigenen Zeit sieht er eher »eine allgemeine Verflachung«. Er fügt allerdings hinzu: »Wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain ›Besitz und Erwerb‹ plötzlich auf ein anderes geraten, und daß dann der ›Rechte‹ einmal über Nacht kommen könnte, – worauf dann alles hinterdrein läuft.«

Eben davon spricht dann 1924 Gundolf in den ersten Sätzen seines Buches über Caesars Ruhm: »Heute, da das Bedürfnis nach dem starken Mann laut wird, da man, der Mäkler und Schwätzer müd', sich mit Feldwebeln begnügt statt der Führer, da man zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen, wirtschaftlichen, beamtlichen oder schriftstellerischen Sonder-talent die Lenkung des Volkes zutraut und bald soziale Pfarrer, bald unsoziale Generäle, bald Erwerbs- und Betriebsriesen, bald rabiate Kleinbürger für Staatsmänner hält, möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern, dem die oberste Macht ihren Namen und Jahrhunderte hindurch ihre Idee verdankt: Caesar.« Solche Beschwörung könne keinen Caesar zeitigen, Geschichte wiederhole sich nicht. »Wie der künftige Herr oder Heiland aussieht, weiß man erst, wenn er waltet.« ... »Doch wie er nicht aussieht, das kann Kenntnis lehren.« Der Historiker »kann die Luft regen helfen, worin einsichtige Taten gedeihen, und Geister werben für kommende Helden«. Das war die gleiche Erwartung, der schon Mommsen angehangen und die sein suggestives Bild von Caesar so sehr genährt hatte.

Heute dagegen erscheint Größe unglaubwürdig. Nicht mehr einfach, ob sie segensreich sei, sondern ob es sie überhaupt geben kann, ist die Frage. Die »verhunzte Größe«, von der Thomas Mann im Blick auf Hitler spricht, hat, so scheint es, ihrerseits die Vorstellung von Größe verhunzt. Wenn da eine Faszination über die Jahrhunderte wirken sollte, so träfe sie einstweilen vornehmlich auf Abwehr, wenn nicht auf Unempfindlichkeit.

Zudem ist vieles, was Caesar früher zugesprochen worden war, inzwischen höchst fragwürdig geworden. Die germanische

Gefahr zum Beispiel, die er nach Mommsen gebannt hat, hat gar nicht bestanden. Vor allem aber sind gerade Caesars staatsmännische Fähigkeiten oder besser: Möglichkeiten zunehmend in Zweifel gezogen worden. So großartig viele der organisatorischen Werke waren, die er als Herrscher vollbrachte, so unsicher, wenn nicht unwahrscheinlich ist es doch, daß er wirklich einen Ausweg aus der tiefen Krise der römischen Republik gewußt hat.

Denn es ist durchaus möglich, daß die Vorstellung von Krisenlösung, die man so gern mit Caesar verbindet, auf einer Illusion beruht; die Vorstellung nämlich, daß ein wirklich überragender Mann durch Macht, Einsicht und Organisationsfähigkeit jede Krise zu jedem beliebigen Zeitpunkt meistern könne. Es muß doch zu allererst gefragt werden, ob sich in der damaligen römischen Gesellschaft überhaupt Anhaltspunkte für eine Lösung fanden. Schließlich handelte es sich um eine Republik, für deren maßgebende Schichten Freiheit das zentrale Element ihres Lebens war. Da stellten sich nicht nur Organisationsaufgaben, sondern auch solche der gründlichen Umorientierung und der Integration. Nicht jeder Gesellschaft ist primär an Ruhe und Ordnung gelegen, auch um den Preis der Monarchie. Es müßte also irgendeine Bereitschaft, eine Disposition, eine neue Ordnung zu tragen, in nennenswerten Teilen der Gesellschaft vorhanden gewesen sein. Nur dann wäre es möglich gewesen, der Krise durch bewußtes Handeln von einer politischen Zentrale her beizukommen, also Macht über die Verhältnisse zu erhalten.

Caesar jedoch hatte vermutlich nur Macht in den Verhältnissen. Denn die Verfügung über eine Armee, der Sieg in einem Bürgerkrieg, umfassende Vollmachten, die Liebe der Massen, die er zeitweilig genoß, die große Zahl von Freunden, Reichtum und die Möglichkeit, viele Wünsche zu erfüllen, können einen Politiker zwar instand setzen, ungeheuer viel auszurichten und unwiderstehlich zu werden. Um die Verhältnisse, die er vorfindet, aber nachhaltig und dauerhaft zu verändern, braucht er möglicherweise ganz andere Formen von Macht. Sein Wille muß einrasten können in Bedürfnisse, Interessen, Meinungen, muß sie formieren können, nicht nur, damit in diesem und jenem Fall geschieht, was er will, sondern damit sich die Gesellschaft insgesamt neu einrichtet und die neue Ordnung eine gewisse Selbsttätigkeit annimmt. Macht und Gewalt können dazu verhelfen, aber Legitimität läßt sich weder anordnen noch sonstwie erzwingen.

Gelegentlich steht zwar der Stoff zur neuen Legitimität schon bereit, wenn nämlich viele Wünsche, Sehnsüchte und Interessen da sind, die man nur aufrufen und bündeln muß. Dann liegt das Problem der Macht über die Verhältnisse primär bei dem Politiker, dem das aufgegeben ist. Das war etwa bei Augustus der Fall. Doch wie es zur Zeit Caesars damit stand, ist sehr die Frage.

Jedenfalls spricht vieles dafür, daß er in den Verhältnissen der damaligen römischen Republik als Einzelner um so mächtiger wurde, je weniger Anknüpfungspunkte für eine direkte Überwindung des kritischen Zustands der damaligen Gesellschaft es gab.

Allein, wäre damit Caesars Faszination schon erledigt – oder wären es vielmehr nur einige Erwartungen, die man zumal im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert an ihn richtete? Erwartungen, die mindestens ebensoviel mit dem Glauben an einen Sinn der Geschichte wie mit dem an die sinnvolle Rolle großer Männer zu tun haben; Erwartungen aber auch an die außerordentliche menschliche Fähigkeit, politisch Herr über die Probleme zu werden, und sei diese Fähigkeit auch nur versammelt in einem einzigen Mann, einem politischen Retter oder Messias also zu haben? Und Erwartungen schließlich auch, denen spezifisch neuzeitliche – allmählich veraltende – Ansprüche an das geordnete Arbeiten politischer Systeme zu Grunde liegen?

Vielleicht wirkt Caesar trotz oder gerade wegen seines Scheiterns vor der Aufgabe einer Neuordnung Roms großartig. Vielleicht waren die gleichen Umstände, die sein Scheitern bedingten, auch die Voraussetzungen der so besonderen Ausbildung seiner Persönlichkeit sowie seiner Erfolge. Diese Erfolge errang er, weil er Außenseiter war und blieb. Glanz und Souveränität, Heiterkeit und Charme Caesars hingen eng mit der großen Distanz zusammen, in die er zur kleinlichen, ohnmächtigen und stumpfen politischen Welt des damaligen Rom geriet und die er dann mutwillig immer weiter steigerte. Die Freiheit und Sicherheit seines Willens und die volle Entfaltung seiner Gaben wurden erst in der innerlichen und dann auch äußerlichen Ablösung von der römischen Welt möglich, einer Ablösung, die zu einem Gegensatz führte, der so groß war, daß er nur mehr mit Waffen ausgetragen werden konnte. So hat Caesar, was seine Größe ausmachte, vielleicht nur auf Kosten eines letzten Scheiterns gehabt. Die Tatsache, daß es in Rom keine Kraft, keine Sache gab, an der er seinen Willen

hätte objektivieren können, hat vielleicht nicht nur die Möglichkeit beschnitten, eine neue Ordnung zu gründen, sondern ihn auch dazu herausgefordert, dann wenigstens sich und seine Welt großartig und imponierend, aber eben neben der etablierten Gesellschaft zu entfalten.

Schließlich hätten zum ernsthaften Versuch einer Neuordnung – wenn Caesar sie denn gewollt hätte – viel Geduld, Einfühlung, zahlreiche Konzessionen sowie große Zurückhaltung gehört; viel Taktik, Berechnung, Überzeugungsarbeit, viel stilles, beharrliches Wirken. Und wenn er das alles hätte aufbringen können, wäre er dann noch der gewesen, der mit seiner Persönlichkeit viele Jahrhunderte lang die Geister Europas bezaubert hat?

Doch kann diese Bezauberung, wovon immer sie ausgegangen sein mag, noch uns berühren? Können wir nach Hitler noch im Sinne der alten europäischen Tradition mit großen Männern rechnen? Und können wir es vor allem auch dann noch, wenn ihre Domäne die Politik und der Krieg waren? Kann uns ein Mann noch faszinieren, der um seiner selbst willen einen Bürgerkrieg – und vorher den Krieg zur Eroberung ganz Galliens – eröffnete?

Doch fragt sich hinwiederum auch, ob wir so viel besser – und nicht nur anders – belehrt sind als die lange Reihe großer Geister seit der Renaissance, die Caesar, bei aller möglichen Kritik an seinen Taten, eine unvergleichliche Größe zuerkannten.

»Schließlich beginnen wir zu ahnen«, schreibt Jacob Burckhardt, »daß das Ganze der Persönlichkeit, die uns groß erscheint, über Völker und Jahrhunderte hinaus magisch auf uns nachwirkt, weit über die Grenzen der bloßen Überlieferung hinaus.« Sollte also das Urteil der Neuzeit durch eine mysteriöse, magische Kraft der Nachwirkung bedingt sein, die erst uns heute aus ihrem Bann entließ? Wenn sie es denn tat.

Ohne daß man magische Wirkungen ganz ausschließen wollte, liegt es näher, an eine andere Erklärung für die hohe Schätzung Caesars durch so viele Generationen hindurch zu denken. Burckhardt beobachtet selbst ein »Gefühl der unechtsten Art, nämlich ein Bedürfnis der Unterwürfigkeit und des Staunens, ein Verlangen, uns an einem für groß gehaltenen Eindruck zu berauschen und darüber zu phantasieren«. Er denkt dabei vor allem an gegenwärtige Eindrücke. Aber sollte es nicht überhaupt ein Bedürfnis nach Größe geben, das nach Vorbildern suchen muß, nach einem

klassische Ausbildung seiner Persönlichkeit. Und alles, was seinem Werk fehlen mochte, konnte man frei zu Plänen ergänzen, deren Ausführung nur die Verschwörer vereitelt hätten. »Sie ... sollten den Tod Caesars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben«, forderte Napoleon Goethe auf. »Das könnte die schönste Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Caesar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.« So konnte sich der Glaube an die menschliche Größe, der Traum von der menschlichen Fähigkeit, über alles zu triumphieren, in Caesar geradezu institutionalisieren, also befestigen gegen viele Zweifel, die gegen andere wohl angebracht schienen. Vielleicht ließ das eine besondere Faszinationswilligkeit entstehen.

Und doch: Könnte es nicht sein, daß gleichwohl von Caesar, von all dem, was uns von ihm und über ihn verläßlich überliefert ist – etwas Faszinierendes ausgeht? Etwas, was sogar heute noch den Betrachter in seinen Bann schlagen kann? Und ist dies nicht die Wirkung einer besonderen Größe, die auch durch alle Erfahrungen unseres Jahrhunderts nicht dementiert werden kann?

Die Erfolge Caesars sind jedenfalls imposant. Und die Weise, in der, die Summe der Fähigkeiten, mit denen Caesar sie errang, ist es nicht minder. Cicero rühmt seinen Geist, seine Vernunft, sein Gedächtnis, seine literarische und wissenschaftliche Bildung, seine fürsorgliche Umsicht, Entschlußkraft und Sorgfalt. Drei Generationen später fand der alte Plinius, Caesar sei »mit Geisteskraft am hervorragendsten begabt« gewesen. »Ich will hier nicht von seiner Tatkraft und Festigkeit sprechen, nicht von seiner erhabenen Fähigkeit, alles zu umfassen, was unter dem Himmel ist, sondern von der ihm eigenen Lebenskraft und der durch ein Feuer beflügelten Schnelligkeit seiner Gedanken.«

Burckhardt nennt ihn »einen wundervoll organisierten Geist von unglaublicher Vielseitigkeit, Spannkraft, Schärfe, die größte Kühnheit und Entschlossenheit, verbunden mit Klugheit und Verschlagenheit«, und dafür gibt es Zeugnisse genug. Eine reiche Phantasie, eine enorme technisch-taktische Findigkeit sticht ins Auge. Eine erstaunliche Fähigkeit, Situationen frühzeitig und bis auf den Grund zu erkennen, Scheinwirklichkeit als Schein und verkannte Wirklichkeit als Wirklichkeit zu durchschauen, Möglichkeiten zu sehen, die normalerweise nicht wahrgenommen wurden, und umsichtig auf nahezu alles gefaßt zu sein. Denn er

kannte auch die Macht des Zufalls und wollte ihr nicht ausgeliefert sein. Berühmt ist seine Schnelligkeit, die Celeritas Caesaris. Bemerkenswert die Elastizität, mit der er sich auf alles Neue einstellt, das Lernvermögen. In allem, was er tut, wirkt er durchaus männlich, teilweise hart und fest, doch ist zugleich ein spielerisches Element, eine fast jugendliche Fülle der Möglichkeiten an ihm zu beobachten. Offenkundig ist weiter die »Seelenstärke, welche es allein vermag und daher auch allein liebt, im Sturm zu fahren« (Burckhardt), und eine ungeheure Konzentration des Willens, eine starke, rücksichtslose Unbedingtheit, mit der er auch seine Soldaten zu beseelen wußte. Dahinter stehen Erfolgsgewohnheit, Selbstvertrauen und letztlich die maßlose Selbstbezogenheit, in der er um seiner Sicherheit willen sogar den Bürgerkrieg eröffnen konnte. Dem allen gesellte sich seine vielgerühmte Clementia, die Milde gegenüber den Gegnern im Bürgerkrieg. Nicht zu vergessen schließlich das wundervolle Latein, das er schrieb, von großer Einfachheit, Klarheit und Eleganz, von genauester Regelmäßigkeit und dabei höchst individuell – in seiner Brillanz offenbar ein Niederschlag seiner Art zu sehen und zu handeln.

Es gibt Epochen, in denen man – nach Musil – nur die Wahl hat: »diese niederträchtige Zeit mitzumachen (mit den Wölfen zu heulen) oder Neurotiker zu werden«. Die späte römische Republik gehörte auf ihre Weise dazu. Da gab es zwar höchst achtbare, verantwortungsvolle Senatoren, aber ihre Politik war verzweifelt und schwach. In der Regel versank alles in unendlicher Eigensucht und rücksichtsloser Ausnutzung aller Positionen: Ein Bild der Korruption und des Versagens. Die Regel war, daß man mitmachte. Der Historiker Sallust, ein moralisch sehr anspruchsvoller Mann, gibt der Gesellschaft die Schuld, wenn er selbst sich nicht verhalten konnte, wie er es eigentlich wollte: »Anstelle von Anstand, Selbstdisziplin, Tüchtigkeit herrschten Frechheit, Bestechung, Habgier. Wenn ich das auch, ganz unberührt von schlechter Art, verachtete, wurde zwischen so großen Lastern meine ungefestigte Jugend doch von der Sucht nach Ehren und Gewinn verdorben und darin festgehalten.« Relativ wenige wurden, soweit wir sehen, zwar nicht unbedingt zu Neurotikern, aber doch einem Zwang zur Negation ausgesetzt. Und viele schwankten dazwischen.

Caesar hingegen wußte einerseits alle Hebel der Gesellschaft mit Bravour zu betätigen, wußte sich in allem sein Teil zu holen und gewann doch eine innere Unabhängigkeit und damit zugleich eine heitere und leicht arrogante Souveränität über allem. Er blieb Außenseiter und sammelte zugleich eine Macht, die es ihm am Ende ermöglichte, es mit ganz Rom aufzunehmen. Er hielt seinen Kurs, konnte sich nirgends wirklich anschließen, blieb auf sich gestellt. Das gab ihm die unerhörte Freiheit. Er konnte in seiner Gesellschaft keinen Grund für sich finden, war insofern zufällig. Die Bindung, welcher die Freiheit bedarf, die ja nach Sartre »die Wahl eines Ziels im Dienste der Vergangenheit« ist, kam ihm aus dem altrömischen Leistungsethos. Das gab ihm eine Richtschnur, freilich außerhalb seiner Gesellschaft, die ja nicht mehr die alte war. Er entwickelte hohe Ansprüche, an denen er seine Standesgenossen maß, um ihr Versagen desto deutlicher zu erfahren. Er selbst dagegen erfüllte sie in umfassendster Weise, allein, wie er war, stärkster Bedrohung und höchsten Anforderungen ausgesetzt. Er lebte ganz seiner Tatkraft. Die Einfügung in die Standesdisziplin, die das alte Leistungsethos fruchtbar ergänzt hatte, verschmähte er in einer ästhetisch vielleicht imposanten, ethisch höchst problematischen Unbekümmertheit. Gleichzeitig verabsolutierte er seine Persönlichkeit. Denn da er allein war in seiner Gesellschaft, da es da keine Sache gab, der er sich hätte verbinden und in deren Namen er hätte handeln und sein können, blieb ihm nichts, als sich selbst in diesem Raum gleichsam immer weiter auszuspannen. Und er konnte sich unter den Gegebenheiten der weltbeherrschenden Republik, des mächtigsten Adels der Weltgeschichte eine eigene Welt aufbauen, in der er sich wahrhaft selbst zu verwirklichen und alles auszuleben vermochte, was in ihm war: Um den Preis, daß er sich in Rom nicht mehr einfügen konnte. Die Dynamik, mit der er seiner Gesellschaft begegnete, nahm zunehmend etwas Ungeheures, Ungeheuerliches, Dämonisches an.

Wie Caesar seine Rolle spielte, wie hier ein Mann sein Ich wagte, dann aufs äußerste steigerte, seine reichen Möglichkeiten suchte, erfuhr und auskostete, das ist in der Tat ein erregendes Schauspiel. Die Kostüme sind historisch. Immerhin gehören sie der römischen Geschichte an. Und das Stück spielt zu einem Zeitpunkt, da die Klammern sich lösen, die in der Spannung von Kräften und Gegenkräften Roms Ordnung bis dahin zusammengehalten haben: Eine Fülle von Kraft, auf deren Hervorbringung

nen. Wo sonst haben sich Macht und persönlicher – nicht institutioneller – Glanz so eindrucksvoll verbunden?

Wenn diese Zeit und ihr bedeutendster Protagonist noch heute faszinieren können, so liegt es daran, daß es im Grunde unsere Sache ist, die dort aufgeführt wurde und deren Ernst man dort begegnet. Neben und in der historischen liegt ja stets die anthropologische Dimension.

Caesars Größe nämlich, »soferne man das pathetische Wort überhaupt ins Spiel zu bringen wagt«, liegt »weder in der Schlackenlosigkeit eines leuchtenden Genius noch in der Lizenz eines freigesetzten Immoralismus ..., sondern gerade in seiner auf extreme Weise problematischen Menschlichkeit samt möglichem Glanz und unentrinnbarem Elend, Unheil und Schuldigwerden und vor allem ... in seiner historischen Effizienz«, in der er so vieles bewirkt, aber auch zerstört hat.

Otto Seel, dessen Caesar-Studien dieses Zitat entnommen ist, spricht von einem »Wechselspiel von zwingender Faszination und verstörter Betroffenheit, die von diesem Menschen ausgegangen sein muß als Charisma und Dämonie und dem sich außer wenigen ... kaum jemand entziehen konnte, vom einfachen Legionär bis in die Oberschicht der Nobilität«. Aber ist nicht beides in der Faszination enthalten, daß sie einen aus Entzücken und Grauen gemischten, zugleich anziehenden und abstoßenden, nur jedenfalls bezaubernden Eindruck hervorruft?

»Nicht jede Zeit findet«, wie Burckhardt bemerkt, »ihren großen Mann, und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht sind jetzt sehr große Männer vorhanden für Dinge, die nicht vorhanden sind.« Wenn er weiter schreibt, daß große Männer – jedenfalls vor unserer Zeit, welche eine »zermürbende Kraft« hat – in Krisen gehören, so fragt es sich, was für eine Krise das war, in der Caesar heranwuchs, in der es keine Sache gab, der Außenseiter sich hätten verknüpfen können, in der die Gesellschaft nicht in politische Gegensätze zerfiel, sondern nur – oder sogar – neben der alten eine neue Wirklichkeit entstehen ließ.

# Krise und Außenseiter

*Eine widerwillige Krise · Die Probleme der späten  
Republik · Roms gewachsene Verfassung ·  
Überforderung der Ordnung · Populäre Methode ·  
Wenige Außenseiter · Tödlichkeit des aktiven  
Außenseitertums vor Caesar*

Die Krise der späten Republik war in vieler Hinsicht höchst eigenartig. In ihr verbanden sich schwere, zum Teil blutige Störungen mit großer Stabilität der Ordnung. Es verband sich auch ein vielfaches Versagen der Ordnung mit der allgemeinen Überzeugung, daß sie die einzig richtige sei. Im Wissen, im Empfinden der verpflichtenden Kraft des Überkommenen war man einmütig. Dadurch war nicht unbedingt das Handeln, aber doch das Denken bestimmt. Und über das normale Mißverhältnis zwischen dem, was man tut, und dem, was man tun sollte, hinaus lag in all dem nicht einmal ein Widerspruch. Denn das Versagen der Ordnung nahm keiner als solches wahr. Man gewährte vielmehr nur die Angriffe auf das Bestehende, als die die Reformversuche im Senat gern verstanden wurden, und vielleicht noch das eigene Zurückbleiben hinter dem, was zu tun sei. Eins wie das andere deutete man moralisch. So wurde man am Überkommenen nicht irre.

Alle wollten es erhalten, die Reformer so gut wie die, die sie bekämpften, und obwohl, ja sogar indem sie das wollten, zerstörten sie allmählich seine Grundlagen. Freilich, das Überkommene erhalten – das scheint uns höchst bemerkenswert, weil wir aus der Neuzeit gewohnt sind, daß Intellektuelle und unter Umständen Politiker sowie Teile der Gesellschaft etwas ganz Anderes, Neues anstreben. Daran gemessen waren jene Reformer konservativ, erscheint, was sie wollten, als gering. In Rom dagegen war der Gedanke an eine andere Ordnung nicht denkbar. Da konnten denn Differenzen, die uns klein anmuten, riesig erscheinen. Die Form der Republik war in ihren Grundzügen nie in Frage gestellt. Aber nicht zuletzt deswegen fühlten sich die führenden Senatoren so sehr mit der Republik identisch, daß sie Pläne, die ihre Macht einschränkten, als Angriffe auf die Republik empfanden. So ver-

teidigten sie diese, ohne daß sie angegriffen worden wäre. Und das hat sie dann doch stark gefährdet.

Es gibt Krisen, die dadurch entstehen, daß sich eine neue Kraft bildet, die zum Sturm auf das Bestehende ansetzt. Und es gibt auch Krisen, die entstehen dadurch oder bestehen darin, daß man sie dafür hält. Wobei es sich nicht nur um Krisenpsychologie handelt. Vielmehr brauchen nur die Ansprüche an das System so groß zu sein, daß dieses sich ihnen bei normaler Handhabung durch Menschen, beim normalen Wechselgang des Systemgeschicks versagen muß; und schon sind viele versucht, mit einem Systemversagen zu rechnen. Solche Ansprüche können sich derart stabilisieren, daß sie in der Tat zu krisentreibenden Faktoren werden. Sie richten sich dann auf ein Anderes, Besseres; und Enttäuschungen müssen folglich am System, nicht an den Ansprüchen irre werden lassen.

Roms Krise aber war gerade dadurch gekennzeichnet, daß sich die Ansprüche höchstens darauf richteten, nicht hinter den Geboten der rechten Praktizierung des Überkommenen zurückzubleiben. Und so groß die Zahl der Notleidenden war, so zahlreich die Versuche, diesem oder jenem Mißstand durch Gesetzgebung abzuhelpen, niemals bildete sich über einzelne Situationen hinaus eine geschlossene Opposition, eine Reformpartei, ein umfassendes Programm, in dem die Unzufriedenheiten vieler zusammengeschossen wären zu einer gemeinsamen Politik. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Probleme ließen sich gelegentlich, aber nicht auf Dauer in die Politik einbringen. Die römische Gesellschaft spaltete sich über ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen nicht. So konnte es dann in der Politik nur um begrenzte, kleinere oder größere Einzelfragen gehen. Das Ganze war weiterhin so umfassend, daß alle darin befangen blieben. Deswegen konnten, ja mußten diejenigen, die sich der Einzelprobleme in größerem Stil annahmen, Außenseiter sein. Zunächst waren es die großen Volkstribunen, die gestützt auf die Volksversammlung gegen den Senat Reformen durchzusetzen versuchten; an erster Stelle die Gracchen, Tiberius (133) und Gaius (123/2). Sie konnten zeitweilig große Anhängerschaften mobilisieren. Aber daraus ergaben sich keine neuen Parteiungen und Gegensätze über die Situation hinaus.

Eben daher waren die politischen Positionen bestimmt, welche damals neuerdings möglich wurden. So kam es aber auch, daß nur sehr wenige zu Außenseitern werden konnten, starke, phanta-

sievolle, meist erst durch bittere Erfahrungen ihrem Stand entfremdete Männer, die sich Einiges schuldig, die bereit waren, aus ihren Einsichten Konsequenzen zu ziehen. Daneben gab es noch eine Reihe von anderen, welche eine Weile mit der Außenseiterrolle spielten, daran sich ein wenig erwärmten, aber nicht festmachen konnten. Es gab da keine Sache, mit der man sich hätte identifizieren können. Man mußte vielmehr schon persönlich eine ganz außerordentliche Eigenständigkeit entwickeln, wenn man Forderungen gegen das Hergebrachte betreiben wollte. Sache in diesem Sinne war, was einer sich dazu erkor. Die Anlässe lagen bereit, es gab auch Parolen. Aber eine vorgegebene, in den Meinungen eines weiteren Kreises objektivierte Sache gegen den Senat, an der man hätte Kraft und Orientierung gewinnen können, gab es nicht. Und der Senat konnte so viel Macht und Entschiedenheit aufbieten, daß Außenseitertum meist extrem und tödlich war – jedenfalls, bevor Caesar in die Politik eintrat.

Dieser Befund ist einigermaßen erstaunlich. Denn es gab vieles in Roms Ordnung, was anscheinend nicht mehr stimmte. Nicht nur, daß mit den Institutionen und Denkweisen, die die Römer für die begrenzten kantonalen Verhältnisse ihrer Frühzeit entwickelt hatten, inzwischen fast die ganze Mittelmeerwelt regiert wurde. Auch die Bürgerschaft war stark angewachsen, viele Städte über ganz Italien hin – seit den achtziger Jahren alle südlich der Poebene – besaßen das römische Recht; trotzdem fanden sämtliche Volksversammlungen weiterhin ausschließlich in Rom statt. Es hatte sich eine nach Zehntausenden zählende wohlhabende Schicht gebildet; gleichwohl blieb die Politik in der Hand einer kleinen Aristokratie. Bis in die achtziger Jahre hinein waren es dreihundert Senatoren. Die Struktur der römischen Bürgerschaft veränderte sich. Es ergaben sich wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Probleme, die der Stadt mit der Zeit schwer zu schaffen machten.

Den Kern der römischen Bürgerschaft hatten die Bauern gebildet. Sie hatten Roms Kriege geführt; Militärdienst durfte nur leisten, wer Grundbesitz hatte – respektive einer Familie mit Grundbesitz entstammte; und ein bestimmtes Mindesteinkommen war Voraussetzung. Durch die Einfuhr billigen Getreides aus dem Herrschaftsbereich und die teilweise Umstellung der italienischen Landwirtschaft auf andere Produktionsweisen waren aber

die wirtschaftlichen Bedingungen für die Bauern ungünstiger geworden. Als die Kriege in immer fernerer Gegenden zu führen waren und vor allem länger andauerten, gerieten viele Familien in große Schwierigkeiten; die Frauen und Kinder wurden mit der Wirtschaft nicht fertig. Zahlreiche Höfe mußten verpfändet werden, gingen verloren. Gerade in den Jahren vor 133 war ein sehr langer und noch dazu verlustreicher Krieg in Spanien zu führen gewesen. Der Volkstribun Tiberius Gracchus erklärte dann: »Die wilden Tiere, welche in Italien hausen, haben ihre Höhle. Jedes weiß, wo es sich verkriechen kann. Die Männer aber, die für Italien kämpfen und sterben, die haben nichts außer Luft und Licht. Heimatlos, gehetzt irren sie mit Weib und Kind durch das Land.« Unabhängig davon stellte sich bei schwindendem Bauernstand das Problem, wo Rom künftig seine Soldaten hernehmen sollte. Es hatte bereits einige Rekrutierungsschwierigkeiten gegeben.

Dann schuf der Consul Gaius Marius, indem er 107 bei den Aushebungen jeden, der sich meldete, nahm, ein neues Problem: denn er weckte in den besitzlosen Soldaten, die übrigens zumeist vom Lande kamen, die Erwartung, daß sie nach dem Ende ihres – zeitlich meist kurz bemessenen – Dienstes Äcker zugeteilt bekämen. Er dachte primär an Land in den neu gewonnenen Provinzen. Dies aber stieß im Senat auf den heftigsten Widerstand. Denn bei der hergebrachten aristokratischen Denkweise mußten solche Veteranen dem, der sie mit Land versorgte, sehr verpflichtet sein. Er gewann dadurch eine so große Macht, daß man befürchtete, er werde sich der oligarchischen Gleichheit nicht mehr einfügen. Deswegen bekämpfte der Senat solche Ackergesetze, gleichgültig wo die Ansiedlung stattfinden sollte. Das wiederum ließ die Soldaten auf ihren Feldherrn angewiesen sein. Mehrfach erwachsen daraus schwere innenpolitische Streitfragen und Auseinandersetzungen. Vor allem aber entstand, indem die Soldaten sich nun dem Feldherrn enger verbunden fühlen konnten als dem Senat, eine wesentliche Bedingung der Möglichkeit für Bürgerkriege. Gewiß mußte viel zusammenkommen, damit sie auch genutzt werden konnte. Aber nicht erst 49 war das geschehen, sondern schon in den achtziger Jahren. Die mangelhafte Integration der römischen Armeen in die Republik stellte jedenfalls das virulenteste Problem der Epoche dar.

Zudem wuchs in Rom während des zweiten Jahrhunderts eine nach Hunderttausenden zählende städtische Menge heran. Es gab zahlreiche Zuwanderer vom Lande, aus dem gesamten Mittel-

meerraum, vor allem aber wurden alle Sklaven, die ein Römer freiließ, automatisch römische Bürger. Sehr viele Handwerker, Schreiber, Händler, Geldwechsler – oft die geschicktesten – waren Sklaven, wurden als solche nach Rom geholt und, wenn sie Erfolg hatten, nach einiger Zeit gern freigelassen. Zahlreiche dienstbare Geister kamen hinzu, denen ihre Herren etwa durch testamentarische Verfügung die Freiheit schenkten. Das Los der Sklaven war in der antiken Welt ja höchst unterschiedlich.

Für die große städtische Menge aber gab es kaum genügend Beschäftigung, Wohnungen waren knapp, teuer und schlecht; es gab viel Elend, öfter auch Versorgungsschwierigkeiten. Gaius Gracchus suchte im Jahr 123 ihre Lage zu erleichtern, indem er ein Getreidegesetz durchbrachte, das ihnen verbilligte Rationen garantierte. Übrigens ließ er zugleich große Silos anlegen, in denen viel Getreide eingelagert werden konnte, damit auch bei Teuerung eine ausreichende Menge zur Verfügung stehe. Das Gesetz soll den Zustrom nach Rom und den Anreiz zur Freilassung noch vergrößert haben. So bildete sich hier ein Unruheherd, von dem dann in der späten Republik schwere Störungen des politischen Lebens ausgehen konnten.

Sehr viel wohlhabender, einflußreicher und problematischer war die breite Schicht der Ritter. Ihren Namen verdankten sie der Tatsache, daß sie den Ritter-Census erfüllten, also fähig waren, mit eigenem Pferd zu Felde zu ziehen. Die Angehörigen dieser Schicht besaßen durchweg großen Grundbesitz. Zu ihnen gehörten die Adligen der italischen Städte. Ein Teil des senatorischen Nachwuchses rekrutierte sich aus ihnen; denn in jeder Generation schlugen einige Ritter die politische Laufbahn ein. Viele von ihnen befaßten sich mit Geschäften, als Großkaufleute, Bankiers oder Publicanen, Pächter öffentlicher Einkünfte und Aufträge.

Die Publicanen bildeten eine bedeutende politische Kraft. Denn die römische Republik betrieb den größten Teil ihrer wirtschaftlichen und finanziellen Aufgaben nicht durch Beamte, sondern eben mit Hilfe von Pächtern – ob es nun um die Ausführung öffentlicher Aufträge, die Ausbeutung von Bergwerken, die Erhebung von Zöllen und vor allem um die Einziehung der Steuern in den Provinzen ging. Diese Geschäfte waren außerordentlich einträglich, entsprechend groß war der Reichtum dieser innerhalb des Ritterstands führenden Gruppe. Während alle anderen Ritter nur als Einzelne – wenn sie betroffen waren – oder

als Teile der gesamten Öffentlichkeit in Politik verwickelt werden konnten, hatten die Publicanen gelegentlich gemeinsame Interessen; sie waren auch organisiert. Senat und Magistrate werden sie nach Möglichkeit berücksichtigt haben. Doch lange Zeit sind sie den Publicanen in einer selbstverständlichen Überlegenheit begegnet, und erst als Gaius Gracchus sie im Jahr 123 gegen den Senat stark aufwertete, begann sich daran etwas zu ändern. Zwar haben sie dem Senat auch dann niemals die Führung der Republik bestritten. Aber sie versuchten doch verschiedentlich, Einfluß darauf zu nehmen und scheuten sich nicht, es darüber zum Konflikt kommen zu lassen. Da sie, wenn sie politisch geschlossen handelten, die mächtigste Gegenkraft gegen den Senat darstellten, haben römische Volkstribunen mehrfach versucht, sich mit ihnen zu verbinden. So haben sie bei manchen Gelegenheiten zur Durchkreuzung und, aufs Ganze gesehen, zur Schwächung der senatorischen Führung beigetragen. Nur in scheinbarem Widerspruch dazu steht die Tatsache, daß sie den Senat in schwierigen Situationen zu stützen pflegten: dann befanden sie sich zumeist in einer Interessengemeinschaft mit ihm. Und in der Regel handelten sie ihm dabei Konzessionen ab. Sie waren zwar für die Bewahrung der politischen Ordnung, aber sie waren im allgemeinen nicht dafür, daß sie energisch gehandhabt wurde. Gerade deren Schwäche machte sie ihnen beliebt.

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme der späten Republik – also der Zeit seit 133, seit dem Volkstribunat des Tiberius Gracchus – ließen sich zwar fast alle im Rahmen der bisherigen Ordnung erledigen; jedenfalls solange es nicht zum Bürgerkrieg kam. Aber auf vielfältige Weise wirkten sie doch darauf hin, daß diese Ordnung zerschlossen wurde. Die grundlegende aristokratische Solidarität, auf der sie beruhte, lockerte sich. Es entspannen sich heftige Auseinandersetzungen, in deren Verlauf wichtige Institutionen an verpflichtender Kraft einbüßten. In Reaktion darauf zerbrach die wohl einzigartige Kombination von Vielfalt und Geschlossenheit, Elastizität und Härte, von Bewegungsfreiheit und Solidität der Ordnung, die die klassische Republik gekennzeichnet hatte. Die Praxis des Regierens, aber auch des öffentlichen Urteilens versteifte sich. Eben daraus erwachsen dann wieder Folgeprobleme, etwa in der Außenpolitik, welche ihrerseits die Belastung der Aristokratie und der Republik im ganzen stark vergrößerten.

Die Krise der republikanischen Ordnung nährte sich aus vielen

Wurzeln. Aber ihre Dynamik erhielt sie im politischen Bereich. Dadurch war sie in ihrem Zentrum eine Krise eben der Ordnung selbst und der Aristokratie, die sie trug.

Rom hatte keine gestiftete, sondern eine »gewachsene« Verfassung. Das hieß vor allem: Es war dort niemals ein Bruch zwischen gesellschaftlicher und politischer Verfassung erfolgt. Nie hatten sich etwa die mittleren und unteren Schichten derart aus dem Gesamtzusammenhang entfernt, daß sie eine rein politische Ordnung hätten konzipieren und gegen die gesellschaftliche aufbauen können. Immer sind ja die breiten Schichten potentiell mächtiger als die Aristokratie. Aber nur, wo es ihnen gelingt, diese Macht in politische Institutionen einzufassen, kann sie über Augenblicke der Empörung hinaus geltend gemacht werden. Es muß dann also im Politischen etwas organisiert werden, was gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse gesetzt werden kann, wie es bei den Griechen geschah, als sie in einer aristokratischen Gesellschaft die Demokratie schufen. Eben dies aber war in Rom nicht erfolgt. Nie hatte aber auch eine Monarchie eine besondere staatliche Ordnung gegen die gesellschaftliche aufgebaut wie in der Neuzeit, als der Staat gleichsam die Gesellschaft transzendierte.

Die politische Ordnung war in Rom vielmehr aus der gesellschaftlichen heraus entwickelt worden und dieser trotz verschiedener Veränderungen im Kern immer kongruent geblieben. Die römische Republik war in ihrer inneren Struktur nur die Summe der Organe, Konventionen, Präzedenzfälle und Gesetze, durch die man die Gesellschaft politisch in Form gebracht, handlungsfähig gemacht und praktiziert hatte, und sie war dann durch weitere Präzedenzfälle und Gesetze, durch die Entwicklung neuer Prinzipien und auf Grund einer gewissen Verschiebung der Machtverhältnisse und Veränderung der politischen Moral zum Teil modifiziert worden. Da war vieles offengelassen und das Ganze zugleich von großer Geschlossenheit.

Denn die gesamten Verhältnisse waren sehr stabil. Es herrschte weitgehende Einigkeit darüber, was recht war und was nicht. Und so einig man war, so kräftig war das allgemeine Urteil, das daraus entstand. Ohne daß viel verboten gewesen wäre, wurde das Gemeinwesen in seiner Bahn gehalten. Als Richtschnur galt im allgemeinen das Herkommen, der Brauch der Väter (*mos maiorum*); aber der war nicht starr. Weil man sich der überkommenen Ordnung gewiß war, weil man sich zutraute, notfalls mit allen Störungen fertig zu werden, brauchte man etwa keine strik-

ten Eingrenzungen von Kompetenzen vorzunehmen. Auf diese Weise konnte sehr vieles sich vertragen, was sich abstrakt genommen widersprochen hätte.

Das betrifft vor allem die Institutionen, die Rom aus den Ständekämpfen bewahrt hatte. Damals hatte sich die Plebs, also die große Gruppe derer, die den Patriciern gegenüber in den politischen und Freiheitsrechten sowie wirtschaftlich benachteiligt waren, einige Kampfinstrumente geschaffen. Das waren die Volkstribunen, die die plebeischen Interessen ständig vertreten sollten, und die plebeischen Versammlungen, die durch Resolutionen ihrem Willen Nachdruck verliehen. Die Tribunen ertrotzten sich allmählich eine Reihe von Rechten, zumal das des Vetos. Endlich konzedierte die Patricier im Jahr 287, daß die Resolutionen der Plebs Gesetzeskraft erhielten. Weder das Gesetzgebungs- noch das Veto-Recht war eingeschränkt. Der Gedanke, daß sie im größeren Stil hätten mißbraucht werden können, lag offenbar fern. Und wenn er zu denken gewesen wäre, hätte man die Lösung jedenfalls nur darin suchen können, daß man sich dagegen gemeinsam zur Wehr setzen müsse. Denn man lebte in außerordentlicher Gegenwartigkeit.

Die Politik vollzog sich weitgehend in der Öffentlichkeit, zwar zwischen Adligen, aber zugleich unter den Augen all derer, die auf dem Forum anwesend waren oder herbeigeholt werden konnten. Dadurch war sie vielerlei Kontrollen ausgesetzt, der Spielraum für geheime Intrigen verringert. Sehr viele verfolgten sie jeweils mit Interesse, waren involviert, hatten Zeit dafür. Der räumlichen Gegenwartigkeit korrespondierte die zeitliche: Die Römer waren mit den Köpfen kaum auf Vergangenheit und Zukunft abgelenkt, spezialisiert, zerstreut, sondern allesamt präsent in dem breiten Streifen einer als gleichbleibend verstandenen Gegenwart. Man kannte nicht viele Unterschiede in der zeitlichen Dimension. In der alten Zeit war vieles besser, in der Zukunft war vieles in Gefahr, schlechter zu werden. Das meinte man zu wissen. Trotzdem oder eher: deswegen waren die Richtschnuren immer die gleichen. Man war nicht in der Zeit relativiert, konnte nicht die Alten als überlebt und die Jungen als modern ansehen. Die Jungen waren höchstens leichtfertig, die Alten jedenfalls maßgebend und mächtig. Man kam nicht aus einem Anderen, ging nicht in ein Anderes. Es gab kein Noch und kein Schon in Hinsicht auf die Ordnung, sondern nur deren immer gleiche Gegenwart, die es weiterhin zu bewahren, vielleicht zu befestigen

einer Stelle konzentriert war: im Senat und bei dessen Häuptern, den *Principes*. Der Senat war die oberste Instanz. In ihm ballte sich das allgemeine Urteil zusammen, ließ es sich wirksam formulieren und vertreten.

Der Senat hatte die Verantwortung für das Gemeinwesen. Vor ihm wurde die Außenpolitik ausgetragen, er empfing die Gesandtschaften, beschloß über Bündnisse, über Krieg und Frieden – wenn auch formell die Volksversammlung darüber zu befinden hatte. Er veranlaßte die Aushebungen, stattete Feldherrn und Provinzialstatthalter aus, gab die Richtlinien für die Kriegführung. Er entschied über Streitigkeiten zwischen Städten, über alle wichtigen und unzählige unwichtige Angelegenheiten der Politik und Verwaltung.

Die Magistrate handelten weitgehend im Auftrag des Senats, obwohl sie immer wieder versucht waren, ihren Spielraum auszuweiten. Mindestens die Obermagistrate, die beiden *Consuln* und *Practoren* – in der späten Republik zunächst sechs, später acht – waren zwar grundsätzlich frei, aus eigener Verantwortung zu handeln. Aber in der Praxis kam es regelmäßig dazu, daß sie mit dem Senat zusammen ihre Politik festlegten; notfalls im Wege eines Kompromisses.

Freilich konnte der Senat nicht immer einig sein. Da die größeren Streitigkeiten – welche die überkommenen Regeln in Mitleidenschaft ziehen mochten – zumeist um außerordentliche Ansprüche einzelner Adliger oder ganzer Adelsgeschlechter entbrannten, waren jeweils zahlreiche Senatoren durch Verwandtschaft oder Freundschaft in die einzelnen Affären verwickelt. Außerdem konnte es durchaus sein, daß jene Adligen das Volk als Wahlversammlung oder Gesetzgebungsorgan auf ihre Seite brachten – unter Umständen auch bestimmte Interessen von breiteren Kreisen vertraten. Dann war es schwierig, ihnen zu widerstehen. Schließlich konnte die Volksversammlung beschließen, was immer ein Magistrat beantragte. Und die Magistrate mochten ihren Freiraum großzügig ausnützen, um ihren Freunden und Verwandten zu helfen.

Solchen Konflikten gegenüber hat sich in Rom eine äußerst praktische Politik durchgesetzt. In der Regel ließ der Senat die verschiedenen Initiativen sich zunächst entfalten. Dabei stießen sie freilich auf manche Gegnerschaft, unter Umständen auch auf das Veto von Volkstribunen. Notfalls scheinen die Senatshäupter auch Tribunen veranlaßt zu haben, mit ihrem Veto mindestens zu

drohen. Denn seit dem 3. Jahrhundert fungierten die Volkstribunen nur mehr in Einzelfällen als Verfechter plebeischer Interessen gegen Senat und Magistrate. Im ganzen handelten sie im Rahmen der Parteiungen innerhalb des Adels.

Im Endeffekt kam es jedenfalls in den schwierigen Fällen dazu, daß die Gegner sich einigten, die Angelegenheit dem Senat zu übergeben. Der konnte dann die Machtverhältnisse aus dem Austrag der Gegensätze schon ungefähr abschätzen. Und er ließ es nach altem Brauch nicht aufs Äußerste ankommen. Das hätte dem starken Wirklichkeitssinn, der geistigen Verhaftung an das Konkrete, an das Mögliche widersprochen. Waren diejenigen, von denen die Initiative ausging, stark, so neigte die Senatsmehrheit also in der Sache zu Konzessionen oder Kompromissen. Sie erreichte damit, daß die Entscheidung beim Senat blieb und daß nicht im Laufe des Streits Präzedenzfälle zu Gunsten einer Stärkung der Magistrate oder der Volksversammlung geschaffen wurden. Mitunter strebte man mit dem sachlichen Ausgleich auch eine Einigung darüber an, daß künftig ähnliche Ansprüche nicht mehr erhoben werden sollten. Insoweit war sich die Mehrheit allemal einig. Elastizität in der Sache und die schließlich erreichte Geschlossenheit einer »Verfassungspolitik« sorgten zusammen dafür, daß die Senatsautorität nicht überstrapaziert und daß sie stets bewahrt und überliefert wurde.

Man mag in diesem Zusammenhang von »Staatsklugheit« oder von »Herrschaftsinstinkt« des Standes sprechen. Jedenfalls fassen wir hier, was die Bewahrung der Ordnung anlangt, ein erstaunliches Einigungsvermögen. Offenbar waren angesichts von Konflikten und Regelwidrigkeiten durch eine Reihe glücklicher Entscheidungen klare Regeln eingeschliffen und kräftige Positionen geschaffen worden, die es ermöglichten, die Mehrheit immer neu solidarisch ins Spiel zu bringen. Insbesondere hatte es sich so herausgebildet, daß die führenden Senatoren, die ehemaligen Consuln – der lateinische Fachausdruck war: *Consulare* –, eine besondere Zuständigkeit für das Interesse des Ganzen erhielten – des Gemeinwesens wie des Adels. Nicht zuletzt darauf beruhte ihre Autorität. Und mindestens eine Mehrheit unter ihnen hat sich dieser Aufgabe wohl regelmäßig angenommen. So konnte man einerseits vieles dem freien Spiel der Kräfte, Einzelner wie der Familien überlassen und war andererseits doch sicher, daß dies in engen Grenzen blieb. Das Gros der maßgebenden Politiker handelte in wichtigen Fragen nicht parteilich.

Dahinter stand dann aber die außerordentliche Macht des Senats, die zugleich die Überlegenheit Roms über wachsende Gebiete war, zuletzt über die ganze Welt. Die Welt fügte sich dem Spruch und also auch dem Urteil der Väter, der patres, wie sie genannt wurden. Deren Urteil war nicht unbedingt mächtig, weil es richtig, aber es war jedenfalls richtig, weil es mächtig war. Dabei sprach mit, daß Roms Oligarchie nicht den Anspruch erhob, daß alles nach Plan, sondern nur den, daß es einigermaßen reibungslos abliefe. So war ihr Regime enttäuschungsfest und sicher. Entsprechend blieb der Senat Herr des Geschehens in der Stadt. Magistrate und Volksversammlungen konnten sich dem um so eher fügen, als auf ihre – gelegentlichen – Ansprüche und Beschwerden Rücksicht genommen wurde. Übrigens trat das Volk gegen den Adel politisch seit den Ständekämpfen nur ausnahmsweise in Erscheinung. Die römischen Bürger waren durch mannigfache Bindungen an Adlige und Geschlechter attachiert, und die bestimmten in der Regel ihr Handeln. Es ging um Einzelheiten, man gruppierte sich, wie man gebunden war. Das freilich konnte nur solange gut gehen, wie die Streitpunkte begrenzt blieben.

Wohl hat man die römische Republik immer wieder bewundert: die Weisheit des Senats und ihre innere Ordnung haben den Römern den Ruf eines politisch besonders begabten Volkes eingebracht. Aber jede Verfassung hat eine bestimmte Kapazität; keine ist auf Gegensätze jeder Art und Heftigkeit eingestellt. Die römische lebte davon, daß die Eroberungen lange Zeit Gelegenheit gaben, zahlreiche Interessen – etwa das der Bauern an Land – zu befriedigen und so von der Politik abzulenken. Was an Konflikten übrigblieb, war unter Umständen heftig, doch jedenfalls partikular.

Als dann aber die großen Probleme der späten Republik aufkamen, war dieses System überfordert. Es hatte nur arbeiten können bei begrenzten Gegensätzen. Das wurde erstmals im Jahre 133 deutlich. Die Not der verarmten und enteigneten Bauernsoldaten hatte Tiberius Gracchus damals veranlaßt, ein Ackergesetz zu beantragen. Im Volk entstand eine mächtige Bewegung zu dessen Gunsten. Die Senatsmehrheit antwortete mit unversöhnlichem Widerstand. Ein anderer Volkstribun legte sein Veto ein. Das widersprach offenkundig dem Sinn seines Amtes und des Veto-

Rechts. Man mochte gegen vieles intercedieren, aber niemals war das gegen ein mächtiges Interesse der Plebs geschehen. Und Ackergesetze gehörten traditionell zu den wichtigsten Gegenständen tribunicischer Gesetzgebung. Jener Volkstribun nahm sein Veto-Recht also absolut und verließ damit die Grundlagen der bisherigen Ordnung. Darauf ging Tiberius Gracchus noch einen Schritt weiter: Er beantragte, ihn abzusetzen. Damit war nicht nur das Veto-Recht, sondern auch der wichtige Grundsatz der Unabsetzbarkeit von Magistraten durchbrochen. Als Gracchus nach weiteren Regelwidrigkeiten sich gegen die Drohungen seiner Gegner nur mehr dadurch retten zu können meinte, daß er sich um ein zweites Volkstribunat bewarb, sah die Senatsmehrheit die Ordnung der Republik in Gefahr. Der Volkstribun wurde in einem Akt der Lynchjustiz erschlagen. Daß sich ein amtierender Magistrat unmittelbar um ein neues Amt bewarb, war verpönt. Nach Ablauf seines Amtsjahrs mußte es möglich sein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Andererseits besaßen die Volkstribunen seit ältester Zeit die sacrosanctitas, die Unverletzlichkeit: Die Plebs hatte sich geschworen, daß jeder, der einem von ihnen etwas antäte, dem Tod verfallen sein sollte. Dagegen hatten die Senatoren jetzt verstoßen. Sobald die Solidarität des Adels nicht mehr ausreichte, um alle Gegensätze zu überbrücken – oder sobald diese zu stark waren, um noch innerhalb jener Solidarität aufgefangen werden zu können –, waren die überkommenen Institutionen für jeden Mißbrauch offen; man begann, sie zu verschleifen.

Zehn Jahre nach Tiberius Gracchus ließ sich dann sein Bruder Gaius zum Volkstribunen wählen. Er hatte ein großes Reformprogramm, das umfassendste, das in der römischen Republik je entworfen worden war. Neben der Fortsetzung der Ackergesetzgebung, neben dem ersten Getreidegesetz und verschiedenen Maßnahmen zur Befestigung der Freiheitsrechte und zur Versachlichung der senatorischen Politik versuchte er, die Ritter als Stand aufzuwerten und stärker an der Politik zu beteiligen. Er gab ein Gesetz, wonach künftig sie – und nicht mehr die Senatoren – die Geschworenengerichte zu besetzen hätten, die in den sogenannten Repetundenprozessen zu entscheiden hatten. Dort ging es um die Rückerstattung unrechtmäßig angeeigneten Guts aus den Provinzen. Gracchus wollte damit der zum Teil skandalösen Ausbeutung der dortigen Städte durch die senatorischen Statthalter einen Riegel vorschieben. Aber die Wirkung seines Gesetzes

ging weit darüber hinaus: Der zweite Stand sollte eine Kontrolle über den ersten üben. In gewissem Sinn rückte er damit in eine Funktion ein, die früher die Volksgerichtsbarkeit gehabt hatte, die sie aber längst nicht mehr ausüben konnte. Der unbestrittenen Führung und Verantwortung des Senats wurde damit ein Ende gesetzt, der Ritterstand politisiert, zu vielen Auseinandersetzungen Stoff geschaffen.

Gegen Gaius Gracchus hat keiner ein Veto eingelegt: Er hatte sehr starke Kräfte auf seiner Seite; zudem war man wohl vorsichtiger geworden. Es wurde auch nicht verhindert, daß er, anscheinend durch geschickte Ausnützung einer alten Bestimmung, an sein erstes Tribunat ein zweites anschloß. Im zweiten Jahr setzte man aber einen Rivalen gegen ihn an, der noch volkstümlichere Gesetze gab. Der Senat zog außerdem die Ritter zu sich herüber, indem er ihnen die Gerichte konzedierte. Er handelte gemäß der alten Devise seiner »Verfassungspolitik«, lieber sachliche Konzessionen zu machen, als gefährliche Präzedentien zu dulden. Denn Gaius Gracchus hatte insofern gegen ein ungeschriebenes Gesetz verstoßen, als er unabhängig vom Senat, ja gegen ihn, große Reformen ins Werk gesetzt hatte. Das durfte sich keinesfalls wiederholen. Und die Ritter fanden, daß der Senat auf lange Sicht mächtiger und wohl auch, daß er die rechte Regierung der Republik war. Schließlich machte Gracchus einige Fehler; 121 ließ man ihn bei den Tribunenwahlen durchfallen. Im Jahr darauf wurde die Aufhebung eines seiner Gesetze beantragt. Die Reformer waren entschlossen, die entscheidende Volksversammlung zu sprengen. Die Atmosphäre war aufs äußerste gespannt. Nervosität, Aufregung, Verdächtigungen; Furcht vor Gewalt, das Verlangen, sich gegen Gewalt zu schützen, ihr möglichst zuvorzukommen, trieben sich gegenseitig hoch. Beide Seiten wurden zunehmend von den radikaleren unter ihren Verfechtern bestimmt. Es war die Stunde der Eifrigen, der Hitzigen, aber auch der Entschlossenen, die ihre Sache jedenfalls durchsetzen wollten. Wenig war nötig, daß Gewalt provoziert wurde. Sie scheint zuerst von den Anhängern des Gracchus angewandt worden zu sein. Da schlug der Senat zu.

Nach den Erfahrungen von 133 hatte man sich auf eine solche Situation vorbereitet. Man faßte also erstmals den »Senatsbeschluß über die Verteidigung der Republik«, der dann kurz *senatus consultum ultimum* genannt wurde: Die Consuln sollten zusehen, daß die *res publica* keinen Schaden nehme. Das bedeutete

die Anwendung unbegrenzter Polizeigewalt, notfalls unter Mißachtung der Freiheitsrechte der römischen Bürger. Dieser Beschluß wurde künftig zum äußersten Instrument senatorischer Politik, gleichsam zur ultima ratio des Senats. Erfolgreich anzuwenden freilich nur, wenn man auf breitere Unterstützung seitens der guten Gesellschaft rechnen konnte, insofern fußend auf der alten Legitimität senatorischer Führerschaft; zugleich aber doch ein Ausdruck auch der krassen senatorischen Parteilichkeit: Der Stand vertrug es nicht, daß ein Einzelner zu mächtig wurde.

»Zufällig« war ein Kontingent kretischer Bogenschützen, der Scharfschützen der Antike, zur Stelle. Aber vor allem stützte der Consul sich auf die Ritter. Als seine Streitmacht heranrückte, wollte Gracchus sich das Leben nehmen; wie es heißt, unter Verfluchung des undankbaren römischen Volkes. Die meisten seiner letzten Anhänger waren schon übergelaufen, gegen Zusicherung der Strafflosigkeit. Freunde veranlaßten ihn zur Flucht. Als die Gegner ihn einholten, ließ er sich von einem treuen Sklaven töten. Nach einer anderen Version haben ihn die Verfolger erschlagen. Seinen Kopf schnitt jemand ab, um ihn dem Consul zu überbringen. Aber ein Freund des Consuls entwandt ihm ihm. Als er ihn ablieferte, holte man eine Waage. Es war ausgerufen worden, daß der Kopf des Gracchus in Gold aufgewogen werden sollte. Siebzehn und ein halbes Pfund soll er gewogen haben, da man das Gehirn herausgenommen und Blei hineingegossen hatte. Die Leichen des Gracchus und seiner Anhänger – angeblich dreitausend – wurden in den Tiber geworfen.

Diese zweite blutige Austilgung einer großen Reform hat in Rom vieles verändert. Einerseits durch die brutale Härte, mit der der Consul voring, und dann durch das erfolgreiche Zusammenstehen des Senats zu dessen Verteidigung gegen alle Angriffe. Denn die Gegner machten den Bruch des Freiheitsrechts, wonach kein Magistrat einen Bürger ohne Gerichtsurteil töten durfte, zum Gegenstand einer Anklage vor dem Volksgericht. Dieses sprach ihn aber frei und legitimierte insofern den Anspruch, daß der Consul im Notfall unter Mißachtung dieses Rechts Schaden von der Republik abzuwenden habe. Mindestens ebenso bedeutsam war aber andererseits die Erfahrung der Unzuverlässigkeit der Ritter und der Schwäche der breiten Menge in der Stadt: Es gab offenbar keine Kraft, auf die man gegen den Senat, zu dessen Einschränkung, hätte bauen, zu deren Gunsten die Republik wirksam hätte reformiert werden können. So hat Gracchus'

kühne, phantasievolle Konzeption keine Nachfolger gefunden. Umfassendere Reformen sind künftig nur noch zweimal versucht worden, und zwar zu Gunsten des Senats. Gerade die Gründlichkeit und die Konsequenz der gracchischen Einsichten haben die Eitelkeit stärkerer Modifikationen des Überkommenen erwiesen, und die Unzuverlässigkeit der Ritter hat alle potentiellen Nachfolger entmutigt.

Allerdings ist infolge der gracchischen Reformen eine Lockerung der Standesdisziplin und Bereicherung des politischen Instrumentariums erfolgt. Es bildete sich die neue Rolle des Populären. Dieser Terminus bezeichnete eine besondere politische Methode, das populariter agere – auf populäre Weise Politik machen –, sowie den, der sich ihrer bediente.

Die Methode bestand darin, daß einzelne Politiker, in der Regel Volkstribunen, vor dem Volk gegen den Senat und eventuell gegen Magistrate agitierten und bei den Comitien Anträge durchzusetzen versuchten, die im Senat keine Chance hatten. Das war möglich, weil die Volksversammlung über alles Beschluß fassen konnte. Gesetze galten als die obersten Willensäußerungen der Gemeinde; die Senatsautorität zählte ihnen gegenüber nichts. Vor 133 war man gar nicht auf den Gedanken gekommen, viele Anträge gegen den Senat an das Volk zu richten. Und die wenigen, die doch vorgebracht wurden, sind zumeist vereitelt worden. Insofern hatte sich die potentielle Konkurrenz zwischen Senat und Volksversammlung kaum ausgewirkt. Seit den Gracchen dagegen wurde mit ziemlicher Regelmäßigkeit versucht, mit der Volksversammlung gegen den Senat Politik zu machen.

Dazu gehörte das Vorbringen bestimmter, stets wiederholter Vorwürfe gegen die vermeintliche Willkür, Eigennützigkeit, Verantwortungslosigkeit und den Hochmut der hohen Herren, von denen es hieß, daß sie als kleine Clique durch vielfältige Machenschaften das Gemeinwesen eher als Beute denn als Aufgabe nahmen, dem Volk das Recht beschnitten oder gar vollends zu rauben drohten. Dagegen behauptete man, die alte Freiheit wiederherstellen zu wollen, rief die Bürger auf, ihre Trägheit zu überwinden, sich der Republik anzunehmen, also das zu tun, was der jeweilige Populäre gerade wollte. Das fügte sich in der Summe zu einer bestimmten Tradition zusammen: Man berief sich auf die Gracchen als Märtyrer, auf andere Vorgänger, es schien ganz so,

als hätte sich hier über die Jahre eine eigene politische Richtung ausgebildet. Zu dieser Methode gehörten ferner verschiedene Verfahrensweisen, wie sie sich empfahlen, wenn man eine Menge von Anhängern mobilisieren und Gesetze gegen Widerstand durchbringen wollte. Nicht zuletzt bildeten sich bestimmte Gruppen in der Menge, die als Claqueurs und Stimmvieh die populäre Politik regelmäßig unterstützten – und an ihr verdienten –, die gleichsam auf Abruf bereitstanden. Über diesen Kern hinaus muß es einen für uns nicht mehr bestimmbareren weiteren Kreis gegeben haben, in dem populäre Agitation potentiell Resonanz fand, der aber zum großen Teil nur mühsam und bei besonderen Gelegenheiten zu mobilisieren war.

Gleichwohl gab es offenbar genügend Menschen in der städtischen Menge, die dazu neigten, die Opposition gegen den Senat zu unterstützen. Sie waren nicht unbedingt gegen dessen Regime; das ist sogar eher unwahrscheinlich; auch die Volkstribunen waren es nicht. Aber sie konnten sich über die Modalitäten dieses Regimes ereifern; darüber, daß die gegenwärtigen Senatoren so weit hinter den früheren zurückzubleiben schienen. Das stolze, großartige Auftreten der führenden Nobiles konnte die städtische Menge ebenso verletzen, wie es ihr bei anderer Gelegenheit imponierte – und wie sie es im Grunde erwartete. Die Atmosphäre der Stadt war geladen mit Politik. Die Menge selbst lebte beengt und in Armut, wenn sie auch immer aufs neue mit Spielen und Spenden bei Laune gehalten wurde. Aber in den Volksversammlungen sprach man sie als die Herren der Welt an. Denn der kleine Haufe derer, die sich dort zumeist nur versammelten, galt rhetorisch für das römische Volk. Da konnten die Tagelöhner, Händler und Handwerker Roms denn dem Aufruf oft nicht widerstehen, sich aktiv in der Politik einzusetzen, nach dem Rechten zu sehen, anscheinend überfällige Gesetze zu geben und eine Verantwortung wahrzunehmen, die im Grunde weit über ihr Niveau hinausging. Auch wußten sie ihre Freiheitsrechte zu schätzen, das Recht auf körperliche Unverletzlichkeit, auf geheime Abstimmung und anderes; Rechte, die von Seiten der Adligen nicht immer ganz respektiert wurden. Die führenden Senatoren mochten ihnen zwar gelegentlich schmeicheln, wenn sie sie nämlich offensichtlich brauchten. Die Populären dagegen bemühten sich ständig um sie. Sie standen in Opposition, hatten weit weniger Macht. Nur von ihnen konnten sie erwarten, daß sie sich für sie einsetzten. So gab es im Zweifelsfall eine starke Neigung in der Plebs zu denen,

Immer andere haben sich dieses Instruments bedient. Und so sehr sie dem Text der Rolle nach zusammengehörten, so wenig bildeten sie nach ihren politischen Zielen eine Gruppe. Sie hatten als Populäre keine gemeinsame Sache – wenn man davon absieht, daß sie alle die populäre Apparatur ölen mußten, damit sie sie benutzen konnten.

Das erscheint aus heutiger Sicht – und aus der Gewöhnung an moderne Parteien – betrachtet sehr merkwürdig. Lag hier nicht ein Potential bereit, mit dem man höchst erfolgreich gegen den Senat hätte Politik machen können? Die Menge in der Stadt zählte damals nach vielen Zehntausenden. Wenn sie zum guten Teil in recht bescheidenen oder gar notvollen Verhältnissen lebten, hätte man auf sie gestützt nicht jeden Volksbeschluß erwirken können?

Allein, größere Erfolge hatte die populäre Politik nur selten. Immer waren dann kräftige Minderheiten außerhalb der städtischen Menge interessiert und beteiligt. Und fast nie sollte etwas zu Gunsten dieser Menge ins Werk gesetzt werden. Man suchte sie höchstens gelegentlich, bei großen Vorhaben, durch Gesetze zur Verbilligung des Getreides zu ködern. Es mutet erstaunlich an, und man sucht es mit zum Teil erstaunlichen Argumenten zu erklären. Etwa durch den Hinweis, die Armen in der Stadt seien vielfach auf Grund von Zuwendungen verschiedener Art in die Clientel von Senatoren geraten. Nur war diese Clientel, aufs Ganze gesehen, offenbar bei allen besonderen Anlässen politisch wenig wirksam. Und welchen Apparat hätten die Senatoren gebraucht, wenn sie unter vielen Tausenden oder gar Zehntausenden das Wahlverhalten ihrer Klienten hätten kontrollieren wollen? Nein, entscheidend für jene Schwäche der städtischen Menge war zunächst, daß ihre Stimme in der Volksversammlung nicht viel wog. Das Gros der städtischen Bürgerschaft war auf vier von fünfunddreißig Stimmabteilungen beschränkt; und das Gesamtergebnis wurde nicht aus der Summe der individuellen, sondern aus der der Abteilungsstimmen ermittelt. Darüber hinaus waren die Machtverhältnisse innerhalb der römischen Bürgerschaft wesentlich durch die wohlhabenden Schichten bestimmt. An ihnen hing – auf Grund des nach Census gestaffelten Wahlrechts – die weitere politische Laufbahn der Volkstribunen. Teile von ihnen mochten die eine oder andere populäre Aktion gutheißen, eine Aufwertung der städtischen Menge aber, eine Politik, die deren – insbesondere wirtschaftlichen – Interessen kontinuierlich hätte dienen wollen, hätten sie nie geduldet.

Schließlich: Wie hätte man sich über Einzelfälle hinaus auf eine unberechenbare, breite Menge stützen sollen? Wie wollte man auf diese Weise einen den ganzen Mittelmeerraum umfassenden Herrschaftsbereich regieren? Ohne bürokratischen Apparat, zwar bei weitgehender Selbstverwaltung, aber angesichts der Notwendigkeit, in unendlich vielen Angelegenheiten von der Zentrale her Stellung zu nehmen. Es wäre nur auf dem Weg einer demagogischen oder plebiszitären Tyrannis gegangen. Alles in allem genommen wäre vermutlich der Gedanke an eine auf das Volk alternativ zum Senat gestützte Politik über die Kapazität des Denkbaren hinaus gegangen. Die Armut der städtischen Menge war also in der Regel nicht Gegenstand und war wohl niemals Anlaß der populären Politik. So konnte diese im Ganzen nur Mittel sein zu Zwecken, die nicht die der breiten Menge waren.

Diese Art der Politik ist nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß die Parteien der römischen Republik gegenstandsabhängig waren: Sie wechselten von einer zur anderen Gelegenheit. Jene Nötigungen hatte es nicht gegeben, die in der Neuzeit zur Formierung von Parteien führten, welche sich auf den verschiedensten Gebieten geschlossen zur Geltung bringen, so daß fast alle politischen Auseinandersetzungen zwischen ihnen ausgetragen werden. Eine entsprechende Kristallisation von Interessen war im Gegenteil gar nicht möglich gewesen. Das politische Leben war dadurch bestimmt, daß in aller Regel nur sehr vereinzelte Interessen auf die Tagesordnung kamen, sei dies nun bei einer Wahl, wo es von Jahr zu Jahr um andere Kandidaten ging, sei es bei Senatsverhandlungen oder vor Gericht; ganz selten nur standen größere Gruppen geschlossen zusammen, um gemeinsame Angelegenheiten zu verfechten. Und dies wiederum war dadurch bedingt, daß die Gegenstände des politischen Lebens beschränkt waren: Es gab keine Steuern, folglich auch keinen Streit darum, die Wirtschaft war nicht Gegenstand von Politik, soziale Probleme kamen nur selten auf die Tagesordnung, auch Bildung und Religion haben die Politik nicht beschäftigt. Selbst die Außenpolitik und das Militärwesen haben in der späten Republik nur ausnahmsweise bedeutende Probleme aufgeworfen. Da aber die Stellungnahmen der Senatoren innerhalb der Unzahl einzelner Fragen, die sich auftaten, von persönlichen Bindungen bestimmt waren, gruppieren sie sich je nach Gegenstand immer wieder neu. Und entscheidend waren der Einfluß und die Macht, über die sie im Senat verfügten. Die aber hingen zum guten Teil

von der Laufbahn ab, also davon, daß sie möglichst hohe Magistrate erreichten.

Da nun die städtische Menge bei den Wahlen zu den höheren Magistraten keinen großen Einfluß hatte und da zudem nur in Ausnahmefällen größere Gruppen – etwa der Ritter oder der Veteranen – veranlaßt waren, sich mit Hilfe der Volksversammlung durchzusetzen, stellte diese in der Regel also nur einen Faktor unter vielen anderen dar. Dieser oder jener mochte sich darum bemühen, aber nur gelegentlich lagen bei ihr wirklich wichtige Entscheidungen. Der Gegensatz zwischen Senat und Volk kehrte also zwar immer wieder, aber in der Regel stand er am Rande der Politik. Wohl mochten einige Politiker ständig die populäre Agitation unterstützen, aber die ehrgeizigeren waren das nicht; dazu brachte es zu wenig Einfluß. Erst in der Zeit Caesars hat sich daran etwas geändert.

In einer Krise nun, in der zwar vieles nicht mehr stimmt, in der aber die Notleidenden zu schwach sind, um sich politisch zu formieren, in der folglich in Hinsicht auf die Ordnung die Unzufriedenen macht- und übrigens auch gedankenlos und alle auch nur potentiell Mächtigen zufrieden sind – in einer solchen Krise können Außenseiter nicht auf das Bergende einer in sich konformen Opposition rechnen. Sie können zwar vorkommen, sogar Macht gewinnen, aber der Raum, in dem sie sich entfalten können, ist beschränkt, und nur wenige können die Schranken überspringen.

Tiberius Gracchus, der aus einem der ersten Häuser der römischen Nobilität stammte, war dem Senat durch einen Zufall entfremdet worden: Er hatte als junger Magistrat in Roms spanischer Armee gedient, als diese in einem Hinterhalt eingeschlossen wurde. Die Spanier waren bereit, den dreißigtausend Soldaten Leben und Freiheit zu schenken, wenn Rom ihnen dafür ihre Unabhängigkeit zugestehe. Mit dem Consul aber wollten sie nicht verhandeln; denn schon einmal hatten sie ein römisches Heer gegen einen entsprechenden Vertrag mit einem Consul freigelassen, und der Senat hatte sich geweigert, die Abmachung anzuerkennen. Doch zu Tiberius Gracchus hatten sie Vertrauen, weil dessen Vater einst einen gerechten Vertrag mit ihnen geschlossen und für dessen Einhaltung gesorgt hatte. Daraus hatte sich ein Clientel-Verhältnis zur Familie der Gracchen ergeben. Tiberius vereinbarte dann einen Frieden, den er zusammen mit dem Con-

